

Lily ·  
Braun

# Die frauen und die Politik



A 96 - 04102

Berlin 1903

Verlag: Buchhandlung Vorwärts, Berlin SW. 68

(Hans Weber, Berlin)

Preis · ·  
20 Pfennig

# Die Frauen und die Politik.

Von

Lily Braun.

## 1. Es war einmal . . . .

Am einem trüben Oktobertage des Jahres 1789 war es. Dunkel und schwer hingen die Wolken über Paris, als wollten sie mitleidig all das Elend zudecken, das sich unter ihnen ausbreitete. Dem Paris hungerte. Und aus allen Straßen und allen Häuserecken strömten die Frauen zusammen; sie suchten nach Brot für ihre Kinder. In ihrem eng umfriedeten Heim hatten sie bisher wenig gespürt von den Stürmen der Revolution, die anfang, ganz Frankreich zu erschüttern. Jetzt erst, da die Noth vernehmlich an ihre Thüre pochte und aus den schmalen, blassen Gesichtern ihrer Kleinen zu ihnen sprach, erwachten sie wie aus dumpfen Träumen. Mütter, denen das Jammern der Ihren das Herz zerriß, Töchter, denen die stumme Qual in den Augen ihrer alten Eltern in die Seele schnitt, Frauen, die plötzlich sehend geworden waren angesichts des darbenenden Volkes — sie trafen sich Alle vor den geschlossenen Bäckerläden und auf den verödeten Märkten. Sie waren Eins in der Verzweiflung, Eins in der Entschlossenheit, Eins aber auch im Haß gegen die Kornvucherer, die nicht nur das Brot vertheuert, sondern auch verdorbenes Mehl gewissenlos verkauft hatten, so daß die armen Kinder des Volkes dahin starben wie die Feldblumen. In Versailles aber tagte inzwischen die Nationalversammlung und kämpfte mit dem starrsinnigen König um die Anerkennung der papiernen Menschenrechte, während in Paris das lebendige Menschenrecht, das auf des Leibes Nahrung und Nothdurft, mit Füßen getreten wurde. „Nach Versailles!“ klang es plötzlich aus den Reihen der Frauen; der Ruf pflanzte sich fort wie vom Winde getragen, hunderte von Frauen folgten ihm, und in jeder Straße, die sie durchzogen, wuchs

ihre Schaar. Achttausend Frauen waren es schließlich, die sich in langem Zuge, unter Sturm und Regen, durch den Morast der Straßen, unter dem Hohngelächter der Bourgeoisie nach der königlichen Residenz bewegten. Es waren keine Megären und keine Dirnen, wie die Vertreter der Reaktion sie später der schauernden Nachwelt zu schildern beliebten, es waren arme Frauen des Volkes, denen die Noth Geldengröße verlieh. Was den Schönrednern der Nationalversammlung nicht gelungen war, das gelang ihnen: zitternd vor der Revolution, die sie heraufbeschwörten, unterzeichnete der König die Menschenrechte; in Angst vor dem Willen des Volkes, der sich durch seine Mütter, seine Frauen und Töchter diktatorisch äußerte, folgte er ihnen mit seinem ganzen Hof und allen Mitgliedern der Nationalversammlung zurück nach Paris. Den Weg, den sie gekommen waren, um Brot zu holen für das hungernde Volk, zogen sie zurück mit dem König in ihrer Mitte; ihre Hände, die Schwert und Pike voll finsterner Entschlossenheit umklammert hatten, schwangen triumphierend bunte Herbstzweige; sie hatten die Noth überwinden wollen und hatten das Königthum überwunden; mit Peitschenschlägen hatte das Elend sie hinausgetrieben, mit wehenden Fahnen schritt jetzt die siegreiche Revolution ihnen voran.

## 2. Die Revolution der Maschine.

Mehr als hundert Jahre sind verflossen. Die Revolution, deren Geburtshelferinnen zwei eng Vereinte gewesen waren: das Weib und die Armut, hatte ihrer gar bald vergessen; ihre Menschenrechte waren nur Männerrechte, ihre Freiheit und Gleichheit hatte für die Sklaven der Arbeit keine Geltung. Von der Bühne des politischen Lebens zogen sich die Frauen ebenso schnell zurück, als sie einst aufgetreten waren. Aber es war nicht mehr das eigene Heim, das sie aufnahm. Denn inzwischen war eine Macht lebendig geworden in der Welt, die sie anzog, wie der Magnet das Eisen: die Maschine. Ihre Kraft fing an, die menschliche Muskelkraft zu ersetzen, sie ermöglichte es, Menschen ohne Muskelkraft in steigendem Maße anzustellen. Und die Besitzer der Maschinen, ängstlich bedacht, den größten Vortheil aus ihnen herauszupressen, wählten die schwächsten Arbeitskräfte, die zugleich die billigsten waren, für ihren Dienst: Frauen und Kinder. Jeder Fortschritt der Technik trieb Schaa ren von Männern aus der Werkstatt und Schaa ren von Frauen in die Fabrik. Wollte der Mann nicht allen Schrecken der Arbeitslosigkeit anheimfallen, so sah er sich genöthigt, seine Lohnansprüche auf die der weiblichen Konkurrenten herabzudrücken; sobald er das that, war er aber nicht mehr im Stande, seine Familie von dem Ertrag seiner Arbeit zu ernähren, und seine Frau und seine Töchter

waren nun auch ihrerseits gezwungen, dem Erwerb nachzugehen — ein Turnus der niederdrückenden Wirkung der Frauenarbeit auf die Männerlöhne und der vorwärtstreibenden Wirkung der unzureichenden Männerlöhne auf die Entwicklung der Frauenarbeit, der sich unanfhörlieh wiederholt. Etwas wie ein Naturgesetz, das die Frauen bisher an das Haus gefesselt und auch ihre Erwerbsarbeit zwischen die häuslichen vier Pfähle eingespannt hatte, schien dadurch erschüttelt, und mit der ganzen Wuth, die den Menschen jedesmal dann erfasst, wenn die Grundmauern alter Gewohnheiten und Bequemlichkeiten irgendwo zu bersten beginnen, kämpften die männlichen Arbeiter gegen die weiblichen Wettbewerber um Arbeit. Aber weder die rohe Gewalt, noch die Macht der gewerkschaftlichen Organisation vermochte sie zu vertreiben. Denn die soziale Entwicklung läßt sich hemmen, wer gegen sie anreunt, wird von ihr niedergedrückt. Und es war nicht Leichtfinn, nicht Abneigung gegen die Erfüllung häuslicher Pflichten, die die Frauen in Schaa ren den Verführungskünsten des großen Tyrannen Maschine erliegen ließ, — die Noth, die bittere Noth, die sie einst zur Zeit der französischen Revolution eingreifen ließ in die Räder der Weltgeschichte, trieb sie ihm in die Arme.

Schon im Jahre 1839 waren von den Textilarbeitern in England weit über die Hälfte Frauen. Zwanzig Jahre später hatte die Gesamtzahl der männlichen Arbeiter sich verdoppelt, die der weiblichen aber sich verdreifacht. Und nach weiteren dreißig Jahren zählten die Industrie-Arbeiter einen Zuwachs von 53 auf 100, die Arbeiterinnen dagegen von 221 auf 100. In allen Ländern, wo die Maschine Einzug hielt, folgen ihr die Frauen auf dem Fuße und in den hundert Jahren ihrer Herrschaft ist ihr Einfluß nach dieser Richtung nur immer stärker geworden. Wir wissen auf Grund der Volks- und Berufszählungen aller Kulturstaaten, daß die Frauenarbeit nach wie vor rascher zunimmt, als die Männerarbeit, rascher sogar als die weibliche Bevölkerung selbst. 6½ Millionen erwerbsthätige Frauen zählt allein Deutschland, und von diesen 6½ Millionen sind über 5 Millionen Proletarierinnen. Von je 100 Arbeitern beiderlei Geschlechts sind heute schon über 36 Frauen, d. h. mehr als ein Drittel.

Aber mehr noch als aus dieser allgemeinen Betrachtung zeigt sich uns die revolutionäre Gewalt der Maschine auf dem besondern Gebiet der Arbeit verheiratheter Frauen. Sie, so meint man, müßten befreit sein vom Zwang des Erwerbs, sie müßten nach wie vor Haus und Kinder hüten. Aber die kapitalistische Entwicklung, die sich eng an die Fersen der maschinellen geheftet hat, weil nur der Kapitalist, und zwar in immer wachsendem Maße, im Stande sein kann, Maschinen anzuschaffen und in Bewegung zu erhalten, fragt nicht nach sittlichen Rücksichten. Sie nimmt die Arbeitskraft, wo sie sich als die vorteilhafteste erweist. In Amerika ist

einmal eine Umfrage bei den Unternehmern veranstaltet worden, die zum Zweck hatte, die Gründe zu erforschen, warum Ehefrauen angestellt wurden. Und die Antworten lauteten übereinstimmend: weil sie zuverlässiger und geschickter sind — (sie pflegen eine längere Übung zu haben, als die jungen Mädchen) —; weil sie mehr Interesse haben an der Arbeit — (sie sehen sie nicht mehr, wie die jungen Mädchen, als bloßen Uebergang zur Ehe an) —; weil sie weniger Anspruch erheben — (sie sind nur zu oft gezwungen, zu arbeiten um jeden Preis, um ihrer Kinder willen) —; weil sie weniger leicht streifen — (die Sorge um die Kinder überwiegt zuweilen die Treue gegen die Arbeitsgenossen). Deutsche Unternehmer sagten vor den Gewerbe-Aufsichtsbeamten Nethliches aus, betonten aber vor allem, daß die Industrie ihre geschicktesten Arbeiterinnen nicht entbehren könne. Die Bedürfnisse der Frauen kommen den Wünschen der Unternehmer entgegen.

Mit dem zunehmenden Saisoncharakter der proletariischen Arbeitsgebiete sind die Männer immer mehr Wochen und Monate lang der Arbeitslosigkeit ausgesetzt. Schlechte Zeiten, wie die jetzigen, steigern diesen Zustand. Wer soll dann für den Unterhalt der Familie sorgen, wenn nicht die Frau? Ein grausamer Hohn ist's, ihr von den Pflichten der Hausfrau und Mutter zu predigen, sie pflichtvergessen zu schelten, wenn sie in die Werkstatt geht oder in die Fabrik, statt zu kochen oder die Kinder zu hüten, da es doch gerade der Hunger der Kinder ist, der sie hintreibt. Es sind aber nicht einmal nur vorübergehende Zeiten, in denen sie Ersatz schaffen muß für den Lohnausfall des Mannes. Die Masse der verheiratheten Arbeiterinnen ist dauernd gezwungen, dem Erwerb nachzugehen, denn selbst die vielfach gestiegenen Löhne der Männer haben in ihrer Steigerung nicht im entferntesten gleichen Schritt gehalten mit der Steigerung der Preise für den Lebensunterhalt, vor allem für die Wohnungsmiethen, und mit der Steigerung der materiellen und geistigen Bedürfnisse. Selbst aus den Berichten der deutschen Gewerbe-Aufsichtsbeamten für das Jahr 1899, — einem Jahr überdies, das noch nicht unter der wirtschaftlichen Krise zu leiden hatte, — geht deutlich hervor, daß die Noth die Ursache der Arbeit verheiratheter Frauen war. In vielen Bezirken ist das zahlenmäßig festgestellt worden. Dabei pflegen die Menschen, besonders die, denen selbst nichts fehlt, Noth nur dort zu sehen, wo sie aus zerlumpten Kleidern und hohlen Augen herausgrinst. Es giebt aber eine Noth, die denjenigen, der auf einer höheren Stufe der Entwicklung steht, als der Kuli und der Sklave, ebenso bitter schmerzt, als Frost und Hunger. Der moderne Arbeiter ist nicht mehr blind für all das, was das Leben schmücken, den Geist erheben, das Herz weiten kann. Er verlangt, theilzunehmen an den Errungenschaften der Kultur, die das Ergebnis seines Schweißes sind. Er will Kunst und Wissenschaft genießen und verstehen lernen,

er begnügt sich nicht mehr mit dem Brosamen, die von des Herrn Tische fallen. Aber um zu den Schätzen zu gelangen, die die Menschheit aufspeicherte in jahrtausendelangem Fleiß, bedarf es eines goldenen Zauberstabes. Ah, selbst die freie Natur, der Wald und die Wiese, die Berge und das Meer hat die Götter der Menschen mit Mauern und Zäunen umgeben, die sich nur denen öffnen, die mit blanker Münze zahlen. Der Lohn des Arbeiters aber reicht im besten Falle aus, um seinen und seiner Familie physischen Hunger zu stillen. Ist er übermüthig genug, sich höher einzuschätzen, als die todte Maschine, die zur Erhaltung ihrer Arbeitskraft nicht mehr verlangt, als daß man ihr täglich den Bauch füllt; will die Arbeiterin mit ihren Kindern so „hoch hinaus“, daß sie reicher werden sollen an Verständnis für höhere Lebensfreuden, reicher an geistigem Besitz, so muß sie durch ihrer Hände Arbeit die Mittel dafür schaffen.

Es giebt nun eine Menge Leute, die zwar anerkennen, daß die Frauarbeit sich unter dem Druck der Verhältnisse so rasch habe ausbreiten müssen, die aber meinen, daß sie jetzt auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklung angelangt sei, und daß, wenn nicht die Erwerbsthätigkeit der Frauen überhaupt, so doch wenigstens der Eintritt der Ehefrauen in den Kampf ums Dasein abnehmen müsse. Wer das behauptet, kann sich auf keine anderen Gründe stützen, als auf fromme Wünsche, denn so lange die Ursachen der Frauarbeit nicht beseitigt sind, wird sie selbst nicht verschwinden können. Alle ihre Ursachen aber wirken heute noch fort. Die Entwicklungsmöglichkeit der Technik ist eine unbegrenzte. Denken wir nur daran, wie z. B. das ehrsame Schuhmacherhandwerk mehr und mehr von der Schuhfabrik verdrängt wird, deren kunstvolle Maschinen es ermöglichen, schwache Frauen in Menge anzustellen, oder wie der männliche Zuschneider, dessen kräftiger Hand die Schere bisher anvertraut war, in dem Augenblick von einer Frau ersetzt werden kann, wo die Zuschneidemaschine eingeführt ist und ein Hebeldruck genügt, so und so viel Stück auf einmal zuzuschneiden. Ins Unendliche ließen sich diese Beispiele vermehren. Aber auch der Unternehmer bedarf der Frauen und bedarf ihrer um so mehr in Zeiten wirtschaftlichen Aufschwunges und in solchen Betrieben, die nur zeitweise im Jahr besonders intensive Arbeit zu leisten haben. Dann bilden die zur Verfügung stehenden weiblichen Arbeitskräfte die große, unerschöpfliche Reservearmee, aus der er seinen Bedarf immer zu decken vermag.

Vor allem ist es nichts als leere Träumerei, zu glauben, daß die Noth, die Hauptursache der Frauarbeit, abnehmen könnte. So gewiß es ist, daß von einem Elend nicht mehr die Rede sein kann, wie es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in den englischen Fabrikdistrikten verbreitet war, — die herrschenden Massen haben seitdem gelernt, daß Leben und Gesundheit der Arbeiter wenigstens bis zu einer gewissen Grenze geschützt werden müssen,

wenn anders die Sicherheit ihres eigenen Besitzes nicht bedroht, seine Grundlage ihm nicht entzogen werden soll, — so gewiß wird die Noth immer weite Volkstheile zu ergreifen vermögen. Weber die Zeiten wirtschaftlichen Niederganges, in denen die Fabriken oft nur die Hälfte ihrer bisherigen Arbeiter beschäftigen und viele ganz geschlossen werden, um statt dessen die Arbeit von der billigeren und zummeist von Frauen besetzten Hausindustrie ausführen zu lassen, noch die regelmäßig wiederkehrenden Wochen im Jahr, in denen die Arbeit ruht, sind unter der herrschenden kapitalistischen Wirtschaftsordnung zu beseitigen. Es ist auch keinerlei Aussicht vorhanden, daß die Unternehmer etwa aus gutem Herzen die Löhne der Arbeiter bis zu einer angemessenen Höhe steigern würden. Ihr Interesse, die Anhäufung ihres Kapitals ununterbrochen fortzusetzen, steht dem Interesse der Arbeiter an der Erlangung menschenwürdiger Lebensbedingungen schroff gegenüber, und wird so lange seinen Einfluß auf die Gestaltung der socialen Verhältnisse behaupten, als ihre Macht und nicht die der Arbeiter im Staate ausschlaggebend ist. Daneben wird unter dem wachsenden Einfluß der Großgrundbesitzer, — der Agrarier, — die Lebenshaltung immer kostspieliger werden: das Brot wird kleiner, das Fleisch theurer, alle Lebensmittel sind mit indirekten Steuern belastet. Schließlich treten als Dritte im Bunde die Hausbesitzer hinzu, denn immer größer wird der Procentsatz, den der Arbeiter von seinem Lohn für Wohnungsmiethe ausgeben muß. Und endlich wachsen die Anforderungen an das Leben. Der Arbeiter lernt die einfachsten Regeln zur Erhaltung der Gesundheit kennen, er will nicht mehr, eingesperrt mit vielen Anderen, in licht- und luftloser Kammer haufen, wo seine und seiner Kinder Lebenskraft frühzeitig aufgezehrt wird. Der jungen Arbeiterin heftigster Wunsch ist, ein eigenes Zimmer zu besitzen an Stelle der widerlichen Schlafstelle, und die Frau und Mutter wünscht sich ein gemüthliches Stübchen, wo sie nach der Arbeit mit den Thren sitzen, sich ausruhen, plaudern, lesen kann, ohne von Küchen-, Wäsche- und Arbeitsdunst umgeben zu sein. Und die Freude an der Natur regt sich allenthalben: sie drückt sich aus in den Laubkolonien, die von den glücklicheren unter den Proletariern in der Nähe großer Städte geschaffen werden, in dem Zug ins Freie, sobald ein Feiertag es zuläßt. Fast ebenso stark äußert sich der Trieb nach Bildung: mit bewundernswertem Eifer studieren Männer und Frauen, kaum heimgekehrt von schwerer Tagesarbeit, ernste Bücher und besuchen wissenschaftliche Vorträge aller Art, um nur zu oft die schmerzliche Erkenntniß zu gewinnen, daß ihnen der Schlüssel zu all dem Reichtum fehlt: die Vorbildung. Um ihre Kinder vor derselben traurigen Erfahrung zu bewahren, gilt es, ihnen die Möglichkeit eines gründlicheren Schulunterrichts zu verschaffen. Aber auch ein anderes Bedürfnis beginnt, wenn auch erst ganz leise, sich zu regen: das Schönheitsbedürfnis nämlich, und es wird gewiß

eine Zeit kommen, in der der Proletarier sehen lernt, in der die billigen Leinwandbilder, die schlechten Möbel, der armelige Fünfpfennig-Pazartfram, die häßlichen Zehnpfennig-Bilderbücher, die verräucherter, schmutziger Schenke seinen entwickelten künstlerischen Sinn beleidigen, in der Theater und Konzerte zu seiner Erholung gehören werden.

Die Vertreter der heutigen Gesellschaftsordnung pflegen einig in der Verurtheilung der abnehmenden Bedürfnislosigkeit des arbeitenden Volkes zu sein. Als Genuß- und Verschwendungssucht sittlich verdorbener Menschen erscheint ihnen das, was wir als Zeichen erwachender Menschenvürde, fortschreitender Kultur freudig begrüßen. Ihr Standpunkt kann kein anderer sein: denn wer glaubt, daß es immer Reiche und Arme, Herren und Sklaven geben wird, der muß jeden Versuch der unglücklichen Lastträger der Menschheit, ihre Schranken zu durchbrechen, im Keime zu ersticken suchen, weil er ja doch nur zwecklose Unzufriedenheit, verderbenbringende Unruhe zur Folge haben kann. Wir jedoch, die wir wissen, daß es eine stetige Weiterentwicklung der Menschheit giebt, daß die Erde Güter für Alle genug hervorbringt, wir haben die Aufgabe, zu untersuchen, was diesem Ziele näher führt. Die steigenden Bedürfnisse aber sind eine der stärksten Triebkräfte des Fortschritts. Sie sind aber auch eine der Ursachen, warum an ein Zurückgehen der Frauenarbeit nicht zu denken ist.

Doch noch eine andere Ursache darf nicht übersehen werden: sie besteht in dem Verlangen der Frauen nach Selbstständigkeit, das sich von der Zeit an entwickelte, wo sie, durch die Noth gezwungen, auf eigenen Füßen stehen mußten, und allmählich auch den Werth der Selbstständigkeit kennen lernten. Warum scheuen sich immer mehr Mädchen davor, Dienstboten zu werden? Weil sie mit vollem Recht die Unabhängigkeit der Abhängigkeit vorziehen, selbst wenn ihnen diese Nahrung und Obdach sichert. Warum verlassen viele Mädchen ohne allzu großen Kummer frühzeitig das Elternhaus? Nicht nur, weil das Elend daheim sie hinaustreibt, sondern vielfach auch, weil eine dunkle Sehnsucht nach Freiheit dabei mitspielt. Und wie viele verheirathete Frauen, die die Geißel der Abhängigkeit von einem ungeliebten Manne schmerzhaft spüren, suchen Freiheit und Selbstständigkeit auf dem Wege eigener Arbeit.

So hat die Revolution der Maschine Revolutionen aller Art nach sich gezogen, und äußere und innere Gründe wirken zusammen, um eine immer weitere Ausdehnung der Frauenarbeit herbeizuführen.

### 3. Von der Arbeiterin zur Staatsbürgerin.

Alles Reden über die Befreiung der Frau aus ökonomischen, rechtlichen und sittlichen Fesseln, in die alte Zeiten sie geschlagen haben, wäre nichts als leere Phrase, wenn nicht die grausame Lehrmeisterin Noth die große Emanzipatorin Arbeit gezeugt hätte.

So lange die Frauen an das Haus gefesselt blieben, war ihr geistiger Gesichtskreis meist so eng wie seine Wände. Der Strom der Welt brauste an ihnen vorüber, sie empfanden es kaum. Ehrfurcht vor Krummstab und Szepter, fanatischer Autoritätsglaube, Unterdrückung der eigenen Individualität, — das Alles wucherte zwischen den Mauern eng umfriedeter Häuslichkeit unter dem Schutz und der Leitung der Frauen. Gewaltfam mußten sie aus dieser dumpfen Luft herausgerissen werden in den Sturm des Lebenskampfes, um ihre Kräfte zu prüfen und zu entwickeln, um selbst fähig zu werden, an der Kulturarbeit der Menschheit mitzuwirken.

Die Masse der Frauen früherer Zeiten hatten keinerlei Interesse an den politischen Vorgängen innerhalb ihres Vaterlandes. Erst als sie eintraten in die Werkstatt und in die Fabrik, als die Männer aus ihren Tänzern, Liebhabern und Eheherren ihre Arbeitsgenossen wurden, als die gleiche Noth alle bedrückte, war für sie die Möglichkeit vorhanden, über ihre Ursachen nachzudenken, den Mitteln zu ihrer Abhilfe nachzuspüren und die Kräfte kennen zu lernen, die die Welt bewegen. Aber ebenso wie sie durch die gemeinschaftliche Arbeit erst in Berührung kamen mit dem öffentlichen Leben und dadurch für politische Interessen erwachen konnten, ebenso konnten sie nicht eher Anspruch erheben auf besondere Berücksichtigung durch die Gesetzgebung, noch weniger auf die Anerkennung politischer Gleichberechtigung, als bis sie entlassen waren aus dem alleinigen Schutz des Hauses, und als selbstständige Menschen den Kampf ums Dasein ebenso aufnahmen wie die Männer.

Heute haben die Frauen in fast allen Berufszweigen Eingang gefunden. Nicht nur, daß alle alten Frauenberufe ihnen erhalten blieben, — nur daß an Stelle des häuslichen Spinnrads die Spinnmangeln der Fabriken, an Stelle des primitiven Webstuhls der Selfaktor trat; die vier Stricknadeln der fleißigen Hausfrau durch den Strumpfwirkerstuhl, die kunstvolle Nadelarbeit der Spitzenmählerin durch die Bobbinetmaschine ersetzt wurde, und auf dem ganzen Gebiet der Bekleidungsindustrie durch die verschiedenartigen Nähmaschinen die größten Veränderungen in Bezug auf Arbeitsweisen und Arbeitsbedingungen hervorgerufen wurden, — es eröffneten sich ihnen fast alljährlich neue. In allem beinahe, was uns umgiebt, was unser Leben schmücken und erhalten, unseren Geist bilden und erfreuen hilft, steckt Frauenarbeit. Sie spinnen, weben und nähen nicht nur, durch Frauenhände gingen die Fäden des

Hauses, in dem wir wohnen, sie haben vielleicht die Wahlen geglättet, die Nägel geschmiedet, sind als Glaser und Klempner, als Schlosser und Tischler thätig gewesen, haben die Wände getüncht, oder Tapeten gemalt und befestigt; Möbel und Möbelstoffe, Teppiche und Vorhänge zeugen von ihrem Fleiß. Auf die Federn, mit denen wir schreiben, und die Nadeln, mit denen wir nähen, haben die trübten Blicke müder Arbeiterinnen geruht. Sie haben mit wunden Fingern Lumpen fortirt und zu Papier verarbeiten helfen; in nikotingeschwängelter Gifflust Zigarren gedreht, in der Siedehitze der Zuckerraffinerien, im Phosphordunst der Zündholzfabriken, in der von Quecksilber erfüllten Atmosphäre der Spiegelbelegen der Arbeit Kraft und Gesundheit geopfert. Sie graben Vorf, sie schleppen Steine, sie sind Erzgießer und Schmiede, Feilenhauer und Maschinenbauer. Sie binden unsere Bücher, sie falzen unsere Zeitungen, sie sind Setzer und Drucker. Sie stehen hinter den Ladentischen und sitzen gebückt über den Schreibpulten der Bureaus. Sie mähen das Korn und laden es auf; als Gärtner liefern sie uns Blumen und Früchte. Sie schmücken die Tafeln der Reichen mit Porzellan, das sie malten, dem Silber, das sie eiselirten. Und an Ketten und Armbändern, Ringen und Broschen, mit denen glückliche Frauen auf frohen Festen strahlen, klebt der Schweiß derer, die sie in langen Arbeitsstunden vollendeten. Frauen sind es überall in steigender Zahl, die Post- und Telegraphenämter bevölkern, und als Chemiker und Techniker, als Apotheker und Aerzte, als Lithographen und Photographen den Männern Konkurrenz machen, die als Dichter, Maler und Bildhauer die heiligen Hallen der Kunst betreten. Ja selbst die Presse, diese Großmacht modernen Lebens, erobern sie immer mehr: sie fangen leise an als Journalisten und Politiker die öffentliche Meinung zu beeinflussen.

Man sagt, ihrer Arbeit Ernte sei nur Noth und Siechthum, sie habe ihr Schönheit und Jugend zum Opfer gebracht; die Arbeit, die den Mann erhebt, habe sie erniedrigt. Viel Wahres ist daran: bestaubt sind ihr Haar und ihre Kleider von endlosen Mühlen, — aber die ihres Gefährten sind es noch mehr, gekrümmt ist ihr Rücken von der Last, die er trägt, — aber der des Mannes neben ihr ist es nicht minder; ihre Jugend verwelkt, ehe sie recht zur Blüthe kam, — wie lange ist ihr Genosse wohl jung gewesen? Man sagt — und welches weibliche Herz erbehte nicht bei diesem Gedanken? —, daß, wo die Frauen arbeiten ums tägliche Brot, die Kinder verkommen an Körper, Seele und Geist. Und doch ist's gerade um der Kinder willen, daß tausende armer Frauen arbeiten müssen, auch wenn der höchste Lohn ihrer Arbeit ihnen nichts weiter sichert, als ein Stück Brot für den Hunger, ein Kleid gegen den Frost.

Wo wir uns umsehen in der Welt: die Noth lehrt denken. Noth und Arbeit haben die Frauen aus ihrer Abgeschlossenheit und

Bereinzeln herausgerissen, haben sie mit Leidensgefährten zusammengeführt und zu Kampfgenossen gemacht. Erst im neunzehnten Jahrhundert konnte dann eine organisierte Frauenbewegung entstehen. Ihre Trägerinnen waren zunächst nur die Frauen bürgerlicher Kreise, die besser gestellten Kopfarbeiterinnen. Denn das tiefste Elend macht stumpf, kraft- und muthlos, es läßt den Gedanken an Kampf und Widerstand nicht aufkommen. Von einer Arbeiterinnenbewegung konnte daher nicht eher die Rede sein, als bis das voranschreitende männliche Proletariat die Arbeiterinnen hervorgehoben hatte aus den dunkelsten Höhlen modernen Sklaventhums. In allen Industriestaaten fingen die Arbeiterinnen nunmehr an, sich aufzuklären, sich gewerkschaftlich zu organisiren, zu ringen wie die Männer um bessere Arbeitsbedingungen. Und heute können wir mit Stolz hinweisen auf Schaaren von Frauen, die nicht nur der kämpfenden Arbeiterschaft treue Gefolgschaft leisten, die ihr sogar vielfach vorangehen. Von vielen armen Arbeiterinnen weiß die Geschichte des Proletariats zu erzählen, die im Streik die schon schwankenden Arbeiter anfeuernten und sich ihnen an Ausdauer und Aufopferungsfähigkeit überlegen zeigten. Daß sie durch die Arbeit reif geworden waren, nicht nur zur Erkenntniß der ihnen zunächst liegenden Verhältnisse, — sondern auch zum wachsenden Verständniß der politischen Vorgänge, dafür spricht die Thatfache, daß es in Deutschland zuerst Vertreterinnen des Proletariats gewesen sind, die den Muth hatten, politische Stellung zu nehmen und durch Wort und Schrift für ihre politischen Ansichten Zeugniß abzulegen. Denn Muth, viel mehr Muth als für den Mann, gehört heute noch für die Frau, vor allem für die deutsche Frau, dazu, eine eigene politische Meinung zu haben und sie öffentlich zum Ausdruck zu bringen.

Noch immer haben Sitte und Recht mit der sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung nicht gleichen Schritt gehalten, sind ihr vielmehr in langen Abständen erst nachgehinkt. Ein klassisches Beispiel dafür ist die heutige soziale und rechtliche Stellung der Frau. Für unsittlich gilt es noch immer, wenn beide Geschlechter zusammen arbeiten, obwohl Tausende und Abertausende von Männern und Frauen tagaus, tagein sich in Werkstätten und Fabriken vereinigen. Für unweiblich gilt es, sogenannte männliche Berufe zu erwählen, obwohl, wie wir gesehen haben, ihr überwiegend größerer Theil schon längst von den Frauen erobert ist. Aller guten Sitte und aller Weiblichkeit spricht es Hohn, so heißt es, wenn Frauen in die Oeffentlichkeit treten, am politischen Leben theilnehmen, während sie doch als Arbeiterinnen und Beamte aller Art seit bald einem Jahrhundert schon dem öffentlichen Leben angehören. Noch schlimmer steht es in Bezug auf das private und öffentliche Recht der Frauen. Dem Manne steht, nach dem neuen Bürgerlichen Gesetzbuch, die Entscheidung in allen gemeinschaftlichen ehelichen Angelegenheiten zu, obgleich nur zu oft die Frau diejenige ist und sein

muß, die die Familie erhält; der Mann kann seine Frau verhindern, einen Arbeitsvertrag zu schließen, wenn er ihm nicht paßt, ja er hat die Mittel in der Hand, sie zur sofortigen Auflösung des Vertrages zu zwingen. Und doch ist sie es immer häufiger, von deren Thätigkeit das Wohl ihrer Kinder allein abhängt, die daher volle Freiheit haben müßte, sie zu wählen, wie sie es will. Bei Meinungsverschiedenheiten im Hinblick auf die Erziehung der Kinder geht die Meinung des Vaters vor; wie oft aber steht die Mutter geistig und sittlich höher und versteht besser das Wesen ihrer Kinder! Die unecheliche Mutter hat nicht wie die verwittwete eheliche die volle elterliche Gewalt über ihr Kind; oft aber ist das verlassene Weib, das sich voll Liebe und Vertrauen dem Manne ihrer Wahl hingab, geistig und sittlich fähiger, ihr Kind allein zu erziehen, als diejenige, der Standesamt und Kirche ihre sittliche Unanfechtbarkeit gewissermaßen öffentlich beglaubigten.

Das öffentliche Recht steht in noch schärferem Widerspruch mit der Stellung der Frau im modernen wirtschaftlichen Leben, und seine Auslegung durch Polizei und Gericht geschieht vor allem, wo es sich um Proletarierinnen handelt, immer zu ihren Ungunsten. Vereinen, die sich mit Politik beschäftigen, dürfen Frauen nicht angehören, noch selbstständig solche bilden. Eine große Zahl arbeitender Frauen — die Landarbeiterinnen und Dienstmoten — haben überhaupt kein Koalitionsrecht. Und der dehnbare Begriff der Politik gestattet es, daß selbst die gesetzlich anerkannte und erlaubte gewerkschaftliche Organisation auf das äußerste erschwert, vielfach sogar unmöglich gemacht wird. Wird doch die Erörterung von Fragen des Arbeiterschutzes, die für sie von größter Wichtigkeit sind, oft als politisch angesehen. Diese und ähnliche, aller modernen Entwicklung Hohn sprechende Auslegung des Rechts sind auch zahlreiche blühende Arbeiterinnen-Vereine zum Opfer gefallen.

Es ist, als ob die Gesetzgeber von den 6 1/2 Millionen Frauen, die im Kampfe ums Dasein stehen, keine Ahnung haben; als ob sie nicht wüßten, daß diese Frauen, so gut wie die Männer, ein Interesse daran haben, ob sie länger oder kürzer, gegen einen schlechten oder einen guten Lohn, unter erträglichen oder unerträglichen Bedingungen zu arbeiten haben; daß es ihnen, und zwar gerade den tüchtigsten unter ihnen, nicht gleichgültig sein kann, wie Regierung und Parlament über ihr Wohl und Wehe bestimmen. Darum müssen sie die Möglichkeit haben, sich zu vereinigen, um gemeinsam und öffentlich ihre Interessen zu verteidigen. Jedes andere Mittel zu diesem Zweck ist noch strenger von der Benutzung durch Frauenhände ausgeschlossen. Sie besitzen kein Wahlrecht. Sie haben nicht die Macht, die jeder Mann besitzt, auch der Faulenzler, vorausgesetzt, daß er 25 Jahre alt ist, ihre Stimme in die Waagschale zu werfen, wenn es gilt, die Vertreter des Volkes in die gesetzgebenden Körperschaften zu wählen. Selbst zu den Gewerbegerichten, wo ihre

Streitigkeiten mit den Unternehmern ebenso zum Austrag gelangen sollen, wie die der männlichen Arbeiter, können sie weder wählen, noch gewählt werden. Ebenso wenig zu den Gemeindevertretungen, deren Verhandlungen und Beschlüsse mindestens ebenso nahe die Interessen der Frauen berühren, als die der Männer. Wie für die Gesundheit gesorgt, wie Kranke und Arme gepflegt, welche Steuern erhoben werden — das Alles ist für die Frauen von größter Wichtigkeit. Und von welcher einschneidender Bedeutung für die Mütter des Volkes sind alle Fragen, die das Wohl und die körperliche und geistige Erziehung der Kinder berühren! Gäbe es keine anderen als diese Fragen, zu deren Entscheidung die Frauen fähig wären, so müßten sie allein ihre Wege in den städtischen Verwaltungen eisen und Stimme haben. Wer kann es besser als die Mutter beurtheilen, was dem Kinde noth thut, wer empfindet es schmerzlicher als sie, wenn es unter schlechten Schulverhältnissen leidet, wer hat mehr Liebe, mehr Kraft, mehr Ueberlegung als eine Mutter, wenn es gilt, ihren Lieblingen eine glückliche, ungefährdete Jugend zu sichern?

Die Volksvertretungen ihres engeren Vaterlandes, die Landtage, sind von nicht geringerem Einfluß auf ihre Existenzbedingungen und die ihrer Kinder. Vor allem kann es ihr nicht einerlei sein, ob sie sich in der Hauptsache aus Leuten zusammensetzen, die kraft der Macht des Geldsackes auf Grund des Dreiklassenwahlrechts gewählt wurden, oder nicht. Sie kann nicht gleichgültig bleiben, wenn sie sieht, daß Werth und Bedeutung der Interessen nach diesem Maßstab gemessen werden; sie kann nicht ruhig zusehen, wenn die Stimme eines Mannes, dessen einziger Vorzug vielleicht darin besteht, daß er Hunderttausende von seinem Vater ererbt, mehr gilt als die des Arbeiters, der von früh bis spät im Schweiß seines Angesichts sein Brot verdient.

Je weiter der Machtbereich der gesetzgebenden Körperschaften gesteckt ist, desto stärker muß ihre Theilnahme an ihrer Zusammensetzung und ihren Leistungen wachsen. Der Reichstag bestimmt in letzter Linie über Recht und Gesetz, über Steuern und Zölle. Nur die Frauen, die den Reichtum der Nation schaffen helfen, die kraft ihrer Arbeit zu selbständigen Bürgern des Staates wurden, sind rechtlos auch hier. Länder jüngerer Kultur — Amerika, Australien — haben ihnen die Bürgerrechte zuerkannt. Europa, in seinem grauen Alter, fürchtet alle Neuerungen; es träumt noch von den Frauen von einst: den Fürstendinnen, die von den Hintertreppen und Schlafzimmern aus die Fäden der Politik in Händen hielten, den Sklavinnen, die wort- und willenlos alle Lasten der Menschheit schleppten, den guten Hausmütterchen, deren Gedanken und deren Arbeit über Keller und Küche, Haus und Hof nicht hinausgingen. An uns ist's, an uns Frauen, daß es vollends wach werde, wir haben den Stumm mit zu entfachen, der ihm den Staub der Jahr-

hunderte aus den Augen treiben soll. Dann wird es staunend um sich schauen: an der Schwelle des 20. Jahrhunderts steht das Weib voll Kraft und Würde, Einlaß begehrend in den großen Rath der Menschheit, die Märtyrerkrone der Noth auf dem Haupt, in den Händen die Siegespalme der Arbeit.

#### 4. Fraueninteressen und Politik.

Lauter, eindringlicher denn je appellirt unsere Zeit an das Interesse, an die Mitarbeit der Frauen: die Welt starrt in Waffen zu Wasser und zu Lande, als ginge es einem määrmordenden Kriege entgegen. Die Massen des Volkes darben, um Kanonen zu schaffen, die eine Gesellschaftsordnung vertheidigen sollen, in der die Armen sich den Wissen vom Munde absparen müssen, um die weiten Taschen der Reichen zu füllen. Prokernhaft tritt ihnen ihr Ueberfluß vor Augen; die Menschheit, die millionenreiche, aus deren Hand und Kopf all jene Pracht hervorging, steht frierend, hungernd und dürstend vor den glänzenden Spiegelscheiben des Glücks.

So ist's überall. Sollten nicht all jene ursprünglichen Kräfte der Frauen, — Liebe und Haß, Mitleid und Gerechtigkeit dabei rege werden? Sie werden es ja wohl auch: es giebt Mäßigkeits- und Sittlichkeitsapostel, Friedensfreunde und Frauenrechtler in Mengen unter ihnen, und die Dinge, die sie vertreten, sind gewiß schön und gut. Aber die Zeit fordert mehr als edle Gefühle, als Moralpredigten und allgemeine Menschheitsbeglückung von uns. Von all diesen Höhen müssen wir herunter in die Thäler täglicher Arbeit, Pflichten und Forderungen.

Wer sich nur ein wenig mit den Fragen innerer und äußerer Politik beschäftigt, die jetzt auf der Tagesordnung stehen, und die Interessen des deutschen Volkes, vor Allem aber die seiner Vertreter im Reichstage, in nächster Zeit noch beherrschen werden, der kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Frauen ihre Theilnahmslosigkeit ihnen gegenüber durch keinerlei stichhaltige Argumente begründen können, daß sie sich vielmehr einer Pflichtvergessenheit schuldig machen, wenn sie in ihr verharren. Und zwar sind es vor allem die erwerbsthätigen Frauen, und unter ihnen wieder die Handarbeiterinnen, in deren Lebens- und Arbeitsbedingungen die innere und äußere Politik Deutschlands tief eingreift.

Die für ihr Verständniß an nächsten liegenden Fragen, die im Reichstag erörtert werden und zur Entscheidung kommen, sind die der Sozialreform, die sowohl **Arbeiterschutz** als Arbeiterversicherung in sich schließt. Deutschland wird bekanntlich von all den Leuten, die von der Ausbeutung der Arbeitskraft Anderer leben, als das klassische Land der Sozialreform gepriesen, ja, sie versteigen sich sogar dazu,



von einem „Sturmschritt“ zu sprechen, mit dem man auf diesem Gebiet vorwärts eilt und vor „Ueberschürzung“ zu warnen. Schauen wir uns daraufhin einmal an, was denn auf dem Gebiete des Arbeiterinnenschutzes so Außerordentliches geschehen ist; es läßt sich in der Hauptsache ohne Schwierigkeit in wenige Sätze zusammenfassen: 1. Für Arbeiterinnen über 16 Jahre besteht der elftündige Arbeitstag, an Vorabenden der Sonn- und Festtage der zehnstündige. 2. Eine einstündige Mittagspause ist vorgeschrieben, die auf Wunsch der Arbeiterinnen, die ein Hauswesen zu besorgen haben, um eine halbe Stunde verlängert werden kann. 3. Die Nachtarbeit ist verboten. 4. Wäscherinnen dürfen sechs Wochen nach der Niederkunft nicht beschäftigt werden, auf ärztliches Attest eventuell nur vier Wochen. Diese Bestimmungen gelten für Fabriken und Werkstätten mit Motorbetrieb und sind schließlich auch auf die Werkstätten der Konfektionsindustrie ausgedehnt worden, soweit fremde Arbeiter in ihnen beschäftigt werden. In weiteren Vorschriften kommen noch hinzu: 1. Das Verbot der Arbeit unter Tage (in Bergwerken); 2. der Nennuhr-Ladenschluß, Bestimmungen über Ruhezeit, Mittagspause und Sitzgelegenheit der Handelsgehilfinnen. Schließlich steht dem Bundesrath noch die Ermächtigung zu, die Frauenarbeit in gesundheitsgefährlichen Betrieben zu verbieten oder einzuschränken. Das sind im Großen und Ganzen die Errungenschaften von über drei Jahrzehnten deutschen Arbeiterschutzes! Und sie wären nicht einmal gering anzuschlagen, wenn nicht fast jede einzelne Bestimmung durch so und so viel Ausnahmebestimmungen ihrer Wirkung wieder beraubt würde. So werden aus den 11 Stunden nur zu oft 13, und Nacht- und Sonntagsruhe werden wieder aufgehoben. Unzureichend jedoch erweisen sich auch die besten Gesetze dadurch, daß es an Mitteln und Kräften fehlt, um sie zur vollständigen Durchführung gelangen zu lassen; auf der einen Seite ist die Zahl der Gewerbe-Inspektoren viel zu klein, um eine einigermaßen genügende Aufsicht zu sichern, auf der anderen werden die Arbeiterinnen selbst daran gehindert, ihre eigenen Rechte zu wahren, weil sie politisch rechtlos sind. Und um ihre Bedeutung werden die schönsten Verordnungen vollends gebracht, wenn wir uns vor Augen führen, daß von den circa 5 Millionen Arbeiterinnen nur etwa 1 Million, also der fünfte Teil, ihrer Segnungen theilhaftig werden! Die Landarbeiterinnen, die häuslichen Dienstmädchen sind völlig ungeschützt, der Willkür und Ausbeutung preisgegeben. Gesinde-Ordnungen aller Art, die vielfach noch den Geist des dunkelsten Mittelalters widerspiegeln, stempeln die Dienstherrinnen zu Feudalherren mit fast uneingeschränkten Rechten, und die Mehrheit der deutschen Volkvertreter war feige und reaktionär genug, diesen unwürdigen Zustand durch das neue Bürgerliche Gesetzbuch mit in das 20. Jahrhundert hinüber zu schleppen! Ignorirt vom Arbeiterschutz wie sie, blieben die Schaaressen der ärmsten Frauen, die unter dem Namen

der Hausindustriellen die dunkelste Seite des Arbeiterdaseins vertreten. Von den Hütten auf den Höhen der Berge bis zu den verstecktesten Thälern, bis zu den dunkelsten Höhlen der Großstädte erstreckt sich ihr Arbeitsbereich. Endlose Arbeitszeit, niedrigster Lohn, allen Regeln der Gesundheit spottende Arbeitsstätten sind ihre Kennzeichen. Weder Krankheit noch Alter schützt hier vor Ausbeutung; das kleinste Kind, wie die müde Greisin müssen arbeiten — arbeiten ohne Rast und Ruh, um besten Falls dafür das Leben zu fristen. Die Gesetzgeber gehen an ihnen vorüber; fürchten sie sich, hinein zu blicken in diesen Abgrund, weil er vielleicht all ihren Ueberbrückungskünsten spotten dürfte? Sie heucheln Ehrfurcht vor der Familie, vor der geheiligten Stätte des häuslichen Herdes, die kein Unberufener betreten darf; haben sie nicht längst den Unberufensten, den Kapitalismus, eintreten lassen? Dulden sie nicht stillschweigend, daß er jeden Rest von Familienleben und Familienglück mit ehernen Füßen zertreibt? In der Hausindustrie haben die Unternehmer den Ausweg entdeckt, der es ihnen ermöglicht, selbst den geringen vorhandenen Arbeiterschutz zu umgehen. Sie schließen sogar zuweilen ihre Fabriken und geben die Arbeit in die Hände der Hausindustriellen — denn die menschliche Maschine ist immer noch billiger, als die von Stahl und Eisen, und ihre Heizung kostet weniger Geld. Und vor allem die Frauen sind nur allzu gefügige Werkzeuge.

Das Problem der Hausindustrie, dessen Lösung für die Arbeiterinnen beinahe eine Lebensfrage genannt werden kann, gewinnt dadurch noch an Bedeutung, daß nicht nur die Frage der Frauenarbeit, sondern auch die der **Kinderarbeit** mit ihm in engstem Zusammenhange steht. Die bis vor kurzem gültigen Bestimmungen der Gewerbe-Ordnung verboten die Beschäftigung von Kindern unter 13 und erschwerten die der Kinder unter 14 Jahren. Für die jungen Leute zwischen 14 und 16 Jahren besteht der zehnstündige Arbeitstag und wurden einige unbedeutende Arbeitspausen festgesetzt, die Nacht- und Sonntagsarbeit sowie die Arbeit unter Tage untersagt. Aber das Gesetz ist auch hier auf halbem Wege stehen geblieben, indem es, genau wie beim Arbeiterinnenschutz, Ausnahmen aller Art zuläßt und die größte Masse der arbeitenden Kinder nicht erfaßt. Nach langen Mühen und Anstrengungen, an denen schließlich die nächst den Eltern kompetentesten Beobachter der Kinder, die Lehrer, energisch theilnahmen, — sie wissen ja nur zu gut, daß Arbeitsunlust und geistige Trägheit fast immer nur die Folgen körperlicher Ueberanstrengung sind — gelang es schließlich, die Regierung zu einer besonderen Untersuchung der Kinderarbeit zu bewegen. Die Halbsheit freilich trug auch sie an der Stirne geschrieben, denn sie beschränkte den Kreis der Enquete nur auf die gewerblich thätigen Kinder unter Ausschluß der zahllosen im häuslichen Dienst und in der Landwirtschaft beschäftigten. Trotz dieser ungerechtfertigten Einschränkung ergab sich die riesige Summe von über einer halben Million Kinder

unter 14 Jahren, die außerhalb der Fabriken, wo durch die Gewerbe-Inspektoren die Zahl von circa 9000 festgestellt wurde, ihre schwachen Kräfte dem Kampf ums Dasein opfern müssen. Laut genug redete der Kammer aus diesen Zahlen, dennoch dauerte es vier Jahre, ehe die Regierung einen neuen Schritt wagte und einen Gesetzesentwurf vorlegte, der im Reichstage zur Annahme gelangte. Er bedeutet nach einer Richtung hin einen namhaften Fortschritt: zum ersten Mal wagten es nämlich deutsche Gesetzgeber, die bisher für unübersteiglich geltenden Mauern des Familienkreises zu überschreiten, indem sie nicht nur fremde, nein, auch die eigenen Kinder vor Ausbeutung zu schützen suchten. Und doch sieht die ganze Sache einem jämmerlichen Flickwerk erschreckend ähnlich. Nicht nur, daß von einer, wenigstens in Zukunft vorzunehmenden Ausdehnung des Schutzes auf alle arbeitenden Kinder gar nicht die Rede ist, — die Herren Agrarier fürchten, es könnten ihnen ihre billigsten und willigsten Landarbeiter genommen werden, und kleiden diese Furcht in die schöne Phrase von der erzieherischen Nothwendigkeit der Kinderarbeit ein, — die Altersgrenze ist überdies für manche Beschäftigungsarten außerordentlich niedrig gegriffen. In Werkstätten, mit Ausnahme einiger weniger, in denen Kinderarbeit überhaupt verboten ist, dürfen Kinder von 13 Jahren an beschäftigt werden. Im Handelsgewerbe, bei öffentlichen Schaustellungen (Theater, Zirkus u. s. w.) ist die Kinderarbeit nur bis zu 12 Jahren, beim Austragen von Waaren und Botengängen gar nur bis zu 10 Jahren verboten. In Gast- und Schankwirtschaften dürfen zwar fremde Kinder gar nicht angestellt werden, eigene aber, — darunter werden selbst solche verstanden, die im dritten Grade mit dem Unternehmer verwandt sind, — dafür ohne jede Altersbeschränkung. Alle diese Bestimmungen erscheinen um so unzureichender, wenn wir uns klar machen, wie die größte Masse 11-, 12- und 13 jähriger Proletarierkinder, die nach dem neuen Gesetz zu verschiedenster Arbeit zugelassen werden, thatsächlich aussehen: nur allzu oft kleiner und schwächer als 7-, 8- und 9 jährige Kinder bürgerlicher Familien! Schaaren armer, um das Glück ihrer Jugend, — vielleicht das einzige, dessen sie theilhaftig werden könnten! — betrogener Kinder stehen auch heute noch außerhalb jeden Schutzes!

Denken wir an die Laufburschen, die von der Schwindsucht früh gezeichneten, an die Regellungen mit den übermühtigen, müden Augen, die dem Alkoholteufel allzu bald verfallen, an die Badwerk- und Zeitungsaussträger, die vor Thau und Tage in grimmer Winterkälte treppauf, treppab jagen in ihren dünnen Gähnden mit knurrendem Magen, an die Hausfrier und Blumenverkäufer, die mit gierigen Augen hineinschauen in den tiefsten, von tausend Freluchten vergoldeten Sumpf der Großstadt, an die jungen Zirkuskünstler, die mit angstverzerrten Mienen für wenige Groschen ihre von Hunger und Kieben ausgemergelten Glieder verrenten, an die

vielen, vielen armfeligen Sklaven der Hausindustrie! Und all diese Kinder, die zu einem Geschlecht geistig und körperlich stocher, sittlich korrumpirter Menschen heranwachsen, sollen nicht einmal vollständig vor dieser Zukunft geschützt werden, weil man vor dem drohenden Born der um ihren Profit besorgten Unternehmer zittert! Und weiter: erinnern wir uns, daß es Kinder sind, Kinder im schonungsbedürftigsten Alter, die überall dort zum Gefindebedienst herangezogen werden, wo die Arbeit die schwerste, die Bedingungen die schlechtesten sind, und Erwachsene sich deshalb dafür nicht mehr finden lassen; erinnern wir uns, daß die Landwirtschaft alljährlich zahllose kindliche Arbeitskräfte verschlingt: den schwachen Rücken gebeugt, Lunge, Herz und Magen zusammengepreßt, die Füße oft stundenlang in Koth und Schlamm, den erhitzten Körper allem Wind und Wetter preisgegeben — so hocken die Kinder der Armen auf den Kartoffel- und Rübenfeldern, um den Reichen die Ernte einzuheimen! An allen diesen Kindern aber geht die Gesetzgebung blinden Auges, ungerührten Herzens vorüber!

Ein riesiges, unbebautes Feld winkt hier den Frauen. Daß sie, die Mütter des Volkes, die Verufenen sind, um für die Kinder einzutreten, daß der Fluch kommender Generationen sie treffen muß, wenn sie feige bei Seite stehen, das unterliegt keinem Zweifel. Die Kinder sind stumm in ihrer Qual, und doch dringt der Hilfeschrei aus den Herzen von Hunderttausenden freudloser Kinder vernehmlich an das Ohr derer, die sie geboren haben. O, daß sie nicht taub sein möchten!

Bedarf es wirklich noch langathmiger Weise, um darzuthun, daß Fraueninteressen hier auf dem Spiele stehen, daß es Sache der Frauen ist, hier einzugreifen? Sollte es noch nothwendig sein, ihnen zu erzählen, was sie alle Tage am eigenen Leibe erfahren: daß der vorhandene Arbeiterschutz in keiner Weise ausreicht, um Familienleben und Gesundheit zu sichern, daß selbst der elfstündige Arbeitstag und die anderthalbstündige Mittagspause ein Hohn ist auf alles häusliche Glück, in dessen Namen man vorgab, sie zu schaffen, daß die gebotene Arbeitsruhe der Wöchnerinnen für die Mutter und vor allem für das Kind so gut wie werthlos ist, daß der Kinderschutz nur eine Wunde verklebt, während die schleichende Krankheit nur weiter um sich greift? Würde es möglich sein, daß ein Weib aus dem Volke noch behaupten könnte, mit dem vorhandenen gesetzlichen Schutz sei genug gethan, es bliebe ihr und ihresgleichen nichts zu thun mehr übrig?

Das charakteristische Bild der Einseitigkeit, der ängstlichen Zurückhaltung wiederholt sich auf allen Gebieten der Sozialreform. Auch auf dem der **Arbeiterversicherung**. Trotzdem ist sie schon in ihrer gegenwärtigen Gestalt von großer Bedeutung und stellt den ersten Schritt auf einem Wege dar, der thatsächlich zu einer wesentlichen Verbesserung der Lebensbedingungen des Proletariats führen kann.

Die Voraussetzung dafür ist, daß die Betheiligten selbst ihn bahnen helfen. Das gilt auf einem Gebiet, dem der **Krankenversicherung**, besonders für die Frauen, weil sie, wie wir sehen werden, im höchsten Grade daran interessiert sein müssen. Hier haben sie auch die Macht dazu; denn hier besitzen sie Rechte, die ihnen in Deutschland sonst nirgends gewährt worden sind: das Krankenversicherungs-Gesetz hat ihnen nämlich das aktive und passive Wahlrecht zugestanden, d. h. mit anderen Worten: sie können sich nicht nur an der Wahl der Verwaltungen betheiligen, sie können auch selbst hineingewählt werden. Was das für die Frauen bedeutet, läßt sich aus den Aufgaben ergeben, die die Krankenkassen zu erfüllen haben. Es sind, kurz zusammengefaßt, folgende: sie müssen den Versicherten freie ärztliche Behandlung und Arznei auf die Dauer von höchstens 13 Wochen — nach dem neuen Gesetzentwurf auf die Dauer von höchstens 26 Wochen —, oder statt dessen Krankengeld bis zu 75 pCt. des Lohnes, Wochenbett-Unterstützung bis auf die Dauer von 6 Wochen — nach dem neuen Gesetzentwurf volle 6 Wochen —, eine bis zu einem Jahre auszudehnende Reconvaleszentenpflege und den Hinterbliebenen ein Sterbegeld, das das 20—40fache des Tagelohnes betragen kann, gewähren. Das Alles ist zweifellos besser als nichts und entspricht doch nicht im mindesten dem, was notwendig ist. Wenn eine kranke Arbeiterin oder Wöchnerin wöchentlich zwischen 4 und 6 Mk. bekommt, so ist dadurch der Lohnausfall für die Familie, deren Ernährerin sie vielleicht ist, natürlich nicht gedeckt, noch weniger aber ist sie in den Stand gesetzt, sich gehörig zu pflegen und gut zu ernähren. In eine Hilfskraft zur Versorgung des Hausstandes und zur Wartung des Neugeborenen ist schon gar nicht zu denken; dazu kommt, daß die Wöchnerinnen keinen Anspruch auf freie ärztliche Behandlung und die Krankenkassen nicht das Recht haben, die Schwangeren, deren häusliche Verhältnisse das nur zu oft nöthig machen würden, in Entbindungsanstalten und die jungen Mütter in Wöchnerinnenasyle und, mit ihren Kindern, in Säuglingsheimen unterzubringen. Die Arbeiterinnen sind also, trotz der vielgepriesenen deutschen Sozialreform, nicht nur nach wie vor gezwungen, bis kurz vor der Entbindung dem Erwerb nachzugehen, und zwar mit um so stärkerer Anspannung aller ihrer Kräfte, als die Sorge für das erwartete Kind außerordentliche Ausgaben erfordert, sie müssen auch in den weitaus meisten Fällen nach der Entbindung so bald wie möglich aufstehen, um ihr Hauswesen zu besorgen und irgend einen Nebenverdienst zu suchen, noch ehe die gesetzlich vorgeschriebene Frist abläßt. Der Säugling aber, der noch auf Monate hinaus so dringend der Ernährung und der Pflege durch die Mutter bedarf, lernt in der Wiege schon das Elend der Armut kennen: verlassen zu sein, zu darben nach Nahrung und Liebe. Aber die spärlichen Segnungen der Krankenversicherung erfahren noch eine weitere starke Einschränkung dadurch, daß sie, wie der

Arbeiterinnenschutz, der größten Masse der Proletarierinnen gar nicht zu Theil werden. Sie können zwar durch besondere Verordnung auf Hausindustrielle und Landarbeiterinnen ausgedehnt werden, es ist das aber bisher nur in Bezug auf einen Theil der ersteren geschehen; bei den Landarbeiterinnen scheint die Romanfigur des „rosigen, derben Landmädchens“ die Krankenfürsorge überflüssig machen zu sollen. Aber nein; so sentimental sind unsere Gesetzgeber nicht einmal; es ist vielmehr das Jammergeschrei der nothleidenden Junker, das sie kopfschütteln macht. Es trägt auch die Schuld daran, wenn die Dienstboten von der Krankenversicherung bisher ganz ausgeschlossen blieben. Wahrscheinlich sind die endlosen Arbeitsstunden der Dienstboten, das Stehen am Herd und Waschfaß, die spärlich zugemessene Ruhezeit, das ungenügende Essen, die schlechte Behandlung so gesundheitsförderlich, daß jede Krankheit dadurch unmöglich gemacht wird!

Einen weiteren Kreis von Arbeitern umfaßt die **Unfallversicherung**, obwohl auch hier eine Menge kleiner Gewerbetreibender und so gut wie alle hausindustriellen Arbeiter unberücksichtigt blieben. Das fällt um so schwerer ins Gewicht, als, wie wir schon erörterten, viele Unternehmer Hausindustrielle in wachsender Zahl beschäftigen, um dadurch den Ausgaben für die Versicherung zu entgehen, sich gewissermaßen aller Verantwortlichkeit für die Sicherstellung der Arbeiter los und ledig zu erklären. Für die Versicherten jedoch sind die Leistungen der Versicherung immerhin bedeutsame. Sie bestehen in freier Kur oder Anstaltspflege, in einer Unfallrente, die auch an die Angehörigen ausbezahlt werden kann, falls der Kranke sich im Hospital befindet, bis zu 66 pCt. des Jahreslohnes, in einem Sterbegeld bis zur zwanzigfachen Höhe des Tagelohnes und in einer Hinterbliebenen-Rente, die 60 pCt. der jährlichen Einnahmen des Verstorbenen erreichen kann. Diese letzte Bestimmung ist die wichtigste, denn sie bildet den Anfang einer nothwendigen großen Reform: der Wittwen- und Waisenversorgung, und ist schon heute eine große Hilfe für die Wenigen, auf die sie Anwendung findet. Also auch hier stehen Interessen auf dem Spiel, deren Bedeutung jeder Frau ohne Weiteres klar werden müßten.

Noch mehr gilt dies für die **Alters- und Invalidenversicherung**. Sie ist in Bezug auf den Kreis der Versicherten die umfassendste aller Versicherungen, und gleicht nur darin den anderen, daß sie die Einbeziehung der Kleinunternehmer und Hausindustriellen dem besonderen Beschluß des Bundesraths überläßt. Aber so umfassend sie ist, so großartig der ihr zu Grunde liegende Gedanke erscheinen muß, seine Verwirklichung blieb weit zurück hinter dem Ideal, jedem Arbeiter, der im Schweiß seines Angesichts sein Brot aß, ein sorgenloses Alter zu verschaffen, ihn der Angst zu berauben, daß Arbeitsunfähigkeit ihn zum Betteln verdammt oder ihn der Armenpflege anheimfallen läßt, die — charakteristisch genug für die moralischen

Aufschauungen unserer Zeit! — ihn sofort politisch rechtlos macht, als wäre Armut und Verbrechen gleichbedeutend. Für die Frauen aber ist Arbeitsunfähigkeit der Ausgangspunkt noch tieferen Falls; nur zu oft werden sie jetzt, auch wenn sie bisher angesichts großer Entbehrungen standhaft blieben, zu Opfern der Prostitution. Sie vor diesem Allergeringsten zu schützen, sollte mit die Aufgabe der Versicherungs-Gesetzgebung sein. Aber selbst hier versagt ihre Leistungsfähigkeit. Zunächst hat nur die Arbeiterin auf Invalidenrente Anspruch, die nicht mehr ein Drittel ihrer normalen Erwerbsfähigkeit besitzt. Eine Konfektionsarbeiterin z. B., die in gesunden Zeiten und günstigen Fällen etwa 700 Mk. jährlich zu verdienen vermochte und durch jahrelanges Maschinennähen ihre Arbeitskraft soweit einbüßte, daß sie nur noch 350 Mk. erwerben kann, erhält keinerlei Entschädigung für den Lohnausfall, muß sich also einen Nebenertwerb zu verschaffen suchen, wenn sie nicht verhungern will. Ist ihre Erwerbsfähigkeit schließlich so weit gesunken, daß sie zum Rentenempfang berechtigt ist, so bedeutet das für sie noch keine Befreiung aus Sorge und Noth. Die Höhe der Rente richtet sich nämlich nach der Zahl der Beitragswochen und nach der Lohnklasse, der die Versicherte angehörte. Bei der allgemeinen Niedrigkeit der Frauenlöhne ist das selten eine hohe. Sie wird also nach fünfzig arbeitsreichen Jahren höchstens auf 330 Mk. im Jahre Anspruch haben! Wie aber, wenn die Invalidität früher und für Angehörige einer niedrigeren Lohnklasse eintritt? Soll ein armes, von der Arbeit vorzeitig zerriebenes Geschöpf mit 116 bis 150 oder 220 Mk. jährlich leben können? Noch schlimmer steht es um die Altersrente. Siebzig Jahre muß eine Arbeiterin alt werden, ehe sie auf eine Rente von 110—230 Mk. rechnen kann! Selten erreicht sie dieses Alter, meist ist sie eine müde Greisin lange vorher. Und so ist ihr nicht einmal ein ruhiges Ausleben und Ausruhen von der Lebenslast gesichert. Mit darben und arbeiten fing ihr Leben an, mit darben und betteln hört es auf.

Die Arbeiterversicherung umfaßt das ganze Leben des Proletariats, von der Wiege bis zum Grabe. Aber ihre Leistungen erscheinen wie tastende Versuche, wie die ersten schüchternen Schritte auf unbekannter Bahn. Etwas Unfertiges, Dilettantenhaftes klebt ihnen an; sie zeigen, auch ohne daß es besonders erzählt zu werden braucht, daß sie ursprünglich nichts weiter sein sollten, als eine Art Lutschtasche, den man dem hungernden Kinde in den Mund steckt, nicht um es zu sättigen, sondern nur, um es am Schreien zu verhindern. Aber so gut wie die Arbeiter sollten auch die Arbeiterinnen nicht mehr dem Kinde gleichen, das sich noch immer allerlei vor-täuschen läßt. Freilich: sie wissen meist nichts von ihren Rechten. Man lehrt ihnen in der Schule zwar die Gesetze der alten Juden, aber man sagt ihnen nichts von den Gesetzen ihrer Zeit und ihres Vaterlandes. Wüßten sie darum, sie wären nicht so stumm und stumpf geblieben.

Für Viele mag es ohne Weiteres einleuchtend sein, daß Arbeiterschutz und Arbeiterinnenversicherung in die Lebensinteressen der Frauen eingreifen und sie daher die Pflicht haben, sich mit ihnen zu beschäftigen; darüber hinaus aber, so sagen sie, reiche ihr Interesse nicht und dürfe es nicht reichen. Und doch ist es leicht, in jeder politischen Frage nachzuweisen, daß das Leben der Frauen ebenso von ihr berührt wird, wie das der Männer. Nur einige der wichtigsten Fragen seien zum Beweis hierfür herangezogen.

Seit der Gründung des Deutschen Reiches hat die Regierung im Verein mit den herrschenden Parteien es für notwendig erachtet, ihm alljährlich eine immer kostbarere Rüstung anzulegen, es bis an die Zähne zu bewaffnen. Die laufenden Ausgaben für das Landheer, die sich 1872 noch auf 250 Millionen Mark beliefen, sind bis auf 569 Millionen Mark gestiegen, die für die Marine aber gar von 12 auf 87 Millionen im Jahre 1902. Rechnen wir die einmaligen Ausgaben hinzu, so beträgt der **Militäretat** jetzt nicht weniger als 1016 Millionen Mark. Daß diese Steigerung der Ausgaben in absehbarer Zeit ein Ende nimmt, ist nicht anzunehmen, im Gegentheil: wie der Junge sich unter seinen Spielfameraden für den größten hält, der am meisten Bleisoldaten besitzt, und jeder es dem anderen darin zuvorthun möchte, so benehmen sich die Nationen unter einander. Zwar predigt man Frieden und spricht in stimmungsvollen Thronreden von den „guten Beziehungen“ zu den Nachbarstaaten, verklärt zuweilen sogar in Momenten geschwellter Gefühle, wie einst der Kaiser von Rußland, die Mär von der allgemeinen Abrüstung, — jedes Jahr aber legt man dem Volke immer längere Rechnungen vor für neue Mordwerkzeuge, neue Schiffe, neue Uniformen. Kaum hat der eine Staat seine alten Gewehre durch neue ersetzt, so sucht der andere ihm schon mit noch neueren zuvorzukommen. Kaum hat der eine Staat seine Flotte um ein neues Schiff vermehrt, so müssen es bei dem anderen mindestens zwei sein, um die die seine vermehrt wird. Dieser starke Ausbau der Flotte unterstützt unwillkürlich die Neigung zu einer **Weltpolitik**, die über fremde Erdtheile die Macht Deutschlands auszudehnen wünscht: es werden Kolonien gegründet, mit gepanzerter Faust wird in die Geschicke ferner Länder eingegriffen und bei schwarzen und gelben Völkern wird mit Glinte und Knute „Kultur“ und „Christenthum“ verbreitet. Die präsentirte Rechnung hierfür beläuft sich auf fast 30 Millionen Mark. Und wer bezahlt all diese riesigen Summen? Wer anders als die deutschen Steuerzahler, denen das Geld durch Zölle und Steuern auf die wichtigsten Lebensmittel millionenfach aus der Tasche gezogen wird. Sollten die Frauen so dumm sein, daß sie, weil ihnen diese Steuern nicht in baarem Gelde abgenommen werden, sondern in den Ausgaben für den täglichen Hausbedarf enthalten sind, die Last nicht spüren, die ihnen damit auferlegt wurde? Ach, sie fühlen sie wohl; sie wissen

recht gut, wie ihr kleiner Haushalt, trotz aller Wirtschaftlichkeit, immer mehr Geld kostet; dann schelten sie wohl auf den Budiker nebenan und auf die Grünkrautfrau im Keller und meinen, die müßten sich von ihren sauer erworbenen Groschen. Wenn aber die Wache aufzieht und die Soldaten vorbeimarschieren, oder gar hoch zu Ross mit klingendem Spiel die Straße heraufreiten, dann laufen sie hinaus und gaffen und freuen sich. Die jungen Mädchen kommen aus Läden und Fabriken, die Kinder aus den Schulen, und sie rennen im Takt hinterher mit glänzenden Augen und klopfenden Pulsen, voller Freude über das bunte Bild und den lauten Spektakel. Daß sie sich an Körper und Geist die Milliarden abdarben müssen für diese Pracht und diese schmetternden Fanfaren — darüber haben sie noch niemals nachgedacht. Würden sie es wissen, würden die Frauen — alle Frauen — ahnen, daß nicht nur der Mangel an Nahrung, daß auch die minderwerthige geistige Kost, die ihren Kindern zugeführt wird, die überfüllten Schulen, der Mangel an Lehrern, ihre unzureichende Befoldung die Preise sind für dies „herrliche Kriegsheer“, sie wären längst keine schwärmerischen Bewunderer des bunten Rockes mehr. Aber es giebt auch noch direktere Gründe für das Interesse der Frauen an den Fragen des **Militarismus** und **Marinismus**. Der Mutter rauben sie den Sohn und nur zu oft geben sie ihn ihr wieder, körperlich und moralisch zusammengebrochen. Und — wieder ein Zeichen dafür, wie recht die Leute haben, die da sagen, diese Gesellschaftsordnung sei eine gerechtle — ist der junge Mann das Kind armer Eltern, so wird er ihnen um so länger entzissen: zwei Jahre dienen muß er, während derjenige, den das Geschick zufällig in ein warmes Nest legte, nur ein Jahr zu dienen braucht. Doch damit nicht genug: nicht immer haben wir Zeiten des Friedens; unsere fernen Kolonien sind oft die Ursache kleiner Scharmügel; um des chinesischen Abenteurers willen mußten Schaaren von jungen Leuten unter die Waffen treten, und wenn nicht der Kampf selbst, so fordern Klima und Krankheiten aller Art die Opfer blühender Menschenleben. Und warum? Etwa weil das Vaterland in Gefahr steht, weil es gilt, Leben, Ehre, Freiheit zu verteidigen, — Güter, für die jeder Mann sein Leben in die Schanze schlagen wird? Sehr fern liegen dem Volke die Weltmachtsgelüste der Regierenden, und eine rechte Mutter, die den Sohn lehrte, tapfer zu sein und furchtlos, Ehre und Freiheit höher zu stellen als das Leben, die muß sich empören, wenn man ihn zwingen will, für Besitzgier oder romantische Träume Anderer sein Blut zu vergießen. Noch Schlimmeres aber hat sie zu fürchten: die Armee gilt als die stärkste Stütze der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung. Dem jungen Soldaten wird Gehorsam gegen den Vorgesetzten als erste Pflicht gepredigt; gehorchen muß er nicht nur, wenn es gilt, gegen Rassen und Chinesen zu kämpfen, gehorchen muß er auch, falls die herrschenden Massen den Kampf wider den „inneren Feind“ heraufbeschwören sollten.

Kein Weib kann sagen, daß der Militarismus, der Marinismus, die Weltmachtpolitik sie nichts angeht; ein pflichtvergessener Mensch, eine schlechte Mutter ist sie vielmehr, wenn sie Augen und Ohren verschließt vor dem, was draußen vorgeht, was über ihr und ihrer Kinder Wohl und Wehe verhandelt und entschieden wird.

Eine weitere Frage jedoch ist nicht weniger geeignet, gerade die Frauen aufs tiefste zu erregen: die Erhöhung der Schutzölle, wie sie durch die Annahme des Zolltarif-Gesetzes durch die Reichstagsmehrheit beschlossen wurde. Ist doch die Folge keine andere als eine Vertheuerung der Lebensmittel — eine Vertheuerung, die nothwendigerweise gerade die Ärmsten am härtesten treffen muß. Sie müssen oft mehr als die Hälfte ihrer Einnahmen auf die Beschaffung der Lebensmittel verwenden und, um dazu im Stande zu sein, alle anderen Ausgaben — z. B. die für Kleidung, Wohnung, Bildung und Erholung — auf das Neueste einschränken. Je reicher die Familie, desto geringer ist der Prozentsatz ihrer Einnahmen, die sie auf die Ernährung verwendet, kann doch selbst der Schlemmer in Bezug auf die Konsumierung von Lebensmitteln über eine gewisse Grenze nicht hinaus. Wir sehen daher, daß die Lebensmittelsölle in der großen Hauptsache die Armen belasten. Das gilt vor allem von den Kornzöllen und der Vertheuerung des Brotes, die sie im Gefolge haben. Mit der Zahl der Kinder und der Abnahme der Einnahmen steigt nachgewiesenermaßen der Brotkonsum. Schon bei dem alten Zoll von 3,50 Mk. hatte eine Arbeiterfamilie jährlich etwa 32 Mk. dafür aufzubringen, nach dem Minimalzoll von 5 Mk. steigert sich diese Summe auf 45 Mk. Bei einem Jahresverdienst von unter 500 Mk., wie er für 2½ Millionen Deutsche nachgewiesen wurde, stellt sie einen wesentlichen Theil von ihm dar; fehlt sie, so bedeutet das nicht, wie für die Wohlhabenden, die Entbehrung von ein paar kleinen Luxusbedürfnissen, sondern es bedeutet Noth und Entbehrung selbst. Diese Summe, die die Arbeiterfamilie das bißchen Fleisch, das sie noch gewohnt war, raubt ihren Kindern die schükenden Kleider und den Rest von belebenden Sonnenschein, der bisher vielleicht noch in ihre Kammer dringen konnte. Diese Summen bedeuten wochenlange Arbeit, die, wie zur Zeit des Frohndienstes, für die großen Herren geleistet werden muß. Und um die schreiende Ungerechtigkeit der Kornzölle noch krasser hervortreten zu lassen: diese aus dem Schweiß der Ärmsten herausgepreßten Summen haben keine andere Folge, als die Taschen der Reichen zu füllen, denn je begüterter der Großgrundbesitzer ist, in desto höherem Maße kommen ihm die Erträgnisse der Getreidezölle zu Gute, während der kleine Bauer, der genöthigt ist, zur Deckung seines Bedarfs noch Korn zuzukaufen, nichts oder fast nichts davon zu sehen bekommt, vielmehr selbst zu der Blutsteuer des Volkes sein Scherlein beitragen muß.

Aber diese Zölle sind es nicht allein, die die Lebenshaltung der Arbeiter nothwendig niederdrücken werden. Schon hat die Absperrung der Grenzen vor ausländischem Vieh und das diese Absperrung noch verschärfende Fleischschau-Gesetz die Fleischpreise so in die Höhe geschraubt, daß sie pro Pfund diesseits und jenseits der deutschen Grenzen häufig einen Unterschied zwischen 20 bis 30 Pf. aufweisen, — in russischen Grenzorten kostet z. B. das Schweinefleisch 20—25 Pf. pro Pfund, — und selbst das Pferdefleisch, dessen Konsum unter diesen Umständen steigt, theurer geworden ist. Natürlich kommen diese Zustände wieder nur den Großgrundbesitzern zu gute, die, sobald die Einfuhr an Vieh eingeschränkt wird, im Stande sind, ihr eigenes Vieh möglichst theuer zu verkaufen. Sie können das um so mehr, als die deutsche Landwirtschaft im Verhältniß zur Zahl und zum Wachsthum der Bevölkerung einen viel zu geringen Viehbestand besitzt und außer Stande ist, ihn in kurzer Zeit so zu erhöhen, wie er dem Fleischbedarf entsprechen würde. Unverantwortlich erscheint es dieser Thatsache gegenüber, daß die noch vorhandene Möglichkeit der Vieheinfuhr durch die geplanten **Viehzölle** vollends unterbunden wird. Der Fortfall der Einfuhr würde für das deutsche Volk ein Manko von 7 Millionen Kindern und Schweinen bedeuten, der durch die Produktion der deutschen Landwirtschaft um so weniger sofort wett gemacht werden könnte, als sie vierzig Jahre brauchte, um auch nur  $3\frac{1}{2}$  Millionen Stück Vieh mehr herbeizubringen. Dabei verbraucht die deutsche Bevölkerung anerkanntermaßen so wie so nur wenig Fleisch: pro Jahr und Kopf wurde ein Konsum von 34 Kilogramm festgestellt, während die Engländer 52 Kilogramm verzehren. Schon heute kann die Masse der Proletarier sich Fleisch nur an Sonn- und Feiertagen leisten; schon heute ist seine Beschaffenheit meist jämmerlich, sein Nährwerth ein minimaler. Und schon heute zeigen sich die Folgen einer ungenügenden Zufuhr der dem Körper nöthigsten Stoffe: die Rekruten-Aushebungen, die von Jahr zu Jahr schlechtere Resultate ergeben, sprechen dafür. Die Junker aber, die Agrarier, die Großgrundbesitzer, die ihre Sorge um die Erhaltung des Staates in seiner gegenwärtigen Gestalt mit so viel Aufwand an tönenden Worten stets im Munde führen, zeigen, daß sie im Grunde auch nur ums goldene Kalb tanzen: denn sie sind es, die durch ihr Geschrei nach hohen Brot- und Viehzöllen die Tüchtigkeit der Armee, jener werthvollsten Stütze von Thron und Altar, zu verringern trachten. Sie haben ihr Ziel erreicht; das Fleisch wird vollends vom Tische des Arbeiters verschwinden und durch ein Mehr an Kartoffeln ersetzt werden müssen. Für ihre Unerfättlichkeit sind aber all diese Zölle noch nicht genug. Damit sich das Volk die fehlenden Nährstoffe auch ja nicht auf andere Weise verschaffen kann — z. B. durch einen stärkeren Zucker-, Obst-, Butter- und Eierkonsum —, hat die Regierung ihnen den Liebesdienst erwiesen, all diese Lebensmittel mit Zöllen zu belasten. Das

Obst war, obwohl es zollfrei eingeführt werden konnte, schon bisher für die Arbeiterfamilie nur ein Luxusartikel, während es seiner ganzen Beschaffenheit nach besonders für die Kinder ein Hauptnahrungsmittel sein sollte; unter den neuen, zum Theil sehr hohen Zollsätzen wird es unerschwinglich werden. Vergebens werden die verlangenden Blicke der Proletarierkinder an den rothbackigen Äpfeln hängen, sie müssen auch den unschuldigsten Genuß entbehren, damit die Kinder der Reichen nur um so mehr genießen können. Umsonst werden die schwächlichen, blutarmen Körper und die blassen Wangen Zeugniß ablegen für die kraftlose Nahrung, zu der die Söhne und Töchter der Arbeiter verdammt sind, sie müssen sieche, müde Greise schon in der Jugend werden, damit die Glieder der Glücklicheren nur um so mehr von Gesundheit stroken und ihre Jugend eine ungetrübte ist. Und das Alles sollte die Frauen, die Mütter wirklich nichts angehen? Sie sollten wirklich im Stande sein, daneben zu stehen mit verhehrten Armen, wenn man ihren Kindern das Brot stiehlt?!

Ein bürgerlicher Gelehrter, Professor Flügel, hat berechnet, daß der tägliche Verdienst einer Arbeiterfamilie zwischen 3 und 4 Mk. betragen muß, um das geringste Maß der nothwendigen Ernährung zu ermöglichen. Nun giebt es aber jetzt schon in Deutschland 8 Millionen Familien, d. h. zirka 38 Millionen Menschen, deren Einkommen dieses Mindestmaß nicht erreicht, die also an dauernder Unterernährung leiden. Unter der Herrschaft des neuen Zolltarifs wird ihre Zahl erheblich zunehmen müssen. Er hat nun freilich Vertheidiger, die meinen, daß unter seinem Einfluß die Löhne und damit die Kaufkraft des Volkes steigen muß, weil der Unternehmer in seinem eigenen Interesse genöthigt sei, seine menschlichen Arbeitsmaschinen ausreichend zu füttern. Leider aber straft die Geschichte der Schutzzölle diese Ansicht Lügen. Je stärker nämlich die Einfuhr von Waaren aus dem Auslande durch Zölle beeinträchtigt wird, desto mehr schließt sich das Ausland seinerseits durch Zölle ab. Theure Nahrungsmittel und niedrige Löhne, Kornzölle und Arbeitslosigkeit gehen stets Hand in Hand. Und diese sinkende Tendenz der Löhne wird noch durch andere Begleiterscheinungen hoher Zölle unterstützt.

Je schlechter der Mensch sich ernährt, desto schwächer wird seine Arbeitskraft; seine Energie erlahmt, seine Aufmerksamkeit versagt, er ist körperlich und geistig rascher erschöpft. Dieser Zustand bleibt auf seine Arbeitsleistung nicht ohne tiefgreifenden Einfluß. Eine gesunde, kräftige Arbeiterschaft ist die nothwendige Voraussetzung einer blühenden, konkurrenzfähigen Industrie. Sobald aber die Qualität der Waaren minderwerthiger wird, wird auch ihre Verkaufsmöglichkeit abnehmen, die Ausfuhr wird nachlassen, andere Völker mit besserer Lebenshaltung werden an unsere Stelle treten; und je weniger unsere Waaren begehrt werden, desto weniger Arbeitskräfte

werden für ihre Herstellung nöthig sein. Also auch hier: Arbeitslosigkeit, niedrige Löhne die unausbleibliche Folge. Die Verringerung der Kaufkraft geht damit Hand in Hand. Muß der Arbeiter den größten Theil seiner Einnahmen für die Ernährung anlegen, so ist er gezwungen, die Befriedigung aller übrigen Bedürfnisse auf das äußerste Maß einzuschränken. Die Wirkung auf die Industrie wäre eine unheilvolle: denn ihre Entwicklung und ihre Blüthe hängen nicht ab von der Kaufkraft und Kauflust der wenigen Wohlhabenden, sondern von der Konsumtionsfähigkeit der großen Masse des Volkes.

Arbeitslosigkeit und niedrige Löhne, Entbehrung des Nothwendigsten an Nahrung, Kleidung und Wohnung, Unterdrückung aller Wünsche, die bei Groß und Klein nach Erholung, nach Freude, nach geistigen und künstlerischen Genüssen verlangen — wer empfindet all diese Schrecken tiefer als das Weib, wem zerschneiden sie mehr das Herz als der Mutter? Und wem drohen die gräßlichsten Folgen dieses Elends mehr, als dem Mädchen, das selbst in guten Zeiten schwer genug um seine Existenz kämpfen muß?

Es ist eine nicht fortzulenkende Thatsache, daß Laster und Verbrechen mit dem Steigen und Fallen der Lebensmittel-, vor allem der Getreidepreise, zu- und abnehmen. Für die **Eigenthumsvergehen** ist das von einem hervorragenden Gelehrten, Professor Georg von Mayr, längst bewiesen worden. Für den **Alkoholismus** trifft es ebenso zu. Nicht nur, daß der Arbeiter gezwungen ist, durch Bier und Schnaps seinem knurrenden Magen eine momentane Sättigung vorzutäuschen, seine abnehmenden Kräfte auf Augenblicke wenigstens aufzupeitschen, er wird auch um so eher zur Flasche greifen, je mehr ihm jede andere Lebensfreude verschlossen bleibt, je unerträglicher die Noth ist, die er, da er sie nicht überwinden kann, wenigstens vergessen möchte. Was aber die Trunkenheit des Mannes für die Frau bedeutet, das zu schildern dürfte kaum noch nöthig sein: sie zerstört den Rest von Familienglück, den die traurigen Verhältnisse noch übrig ließen, sie steigert die Noth zum Elend, sie zwingt die Frau, sich jedem Grad der Ausbeutung willenlos hinzugeben.

Wie Kriminalität und Alkoholismus, so wächst unter den Hieben der Hungerpeitsche die **Prostitution**, jener schlimmste Fluch der entarteten Menschheit. Das Weib, „die Krone der Schöpfung“, die Vertreterin des „schönen, des zarten Geschlechts“, von dem alle Dichter singen, auf deren Wink alle Helden die gefährlichsten Abenteuer bestanden, der die Welt zu Füßen liegt und unter deren Herzen die Zukunft der Menschheit ruht — in den Schmutz der Straße wirft sie dieselbe Gesellschaft, die sie feiert, und zwingt sie, auf öffentlichem Markte ihren Körper feil zu halten wie eine Waare. Zum Verkaufsobjekt werden die heiligsten Güter der Menschheit, wird die Liebe selbst, der Schöpfer alles Lebens. Und fürchterlich

rächt sich das Leben an ihr, denn Siechthum und Krankheit sind die unzertrennlichen Gefährten der Prostitution. Sie werden auch auf das unschuldige Weib übertragen, sie rauben ihm die Gesundheit, sie machen es unfruchtbar oder vergiften schon das angeborene Leben. Jeder fünfte Mann in Deutschland, der mit 30 Jahren heirathet, ist, nach der Versicherung ärztlicher Autoritäten, mit einer Geschlechtskrankheit befallen, durch die er Gattin und Kinder zu Grunde richten, seine Nachkommen zu Verbrechern und Geisteskranken machen kann. Die herrschende Gesellschaft aber schließt, sobald es sich um Vermögensvortheile handelt, die Augen vor diesen Folgen und führt immer neue Schaaren unglückseliger Mädchen und Frauen jenem Heere zu, das mehr als Krieg, Hunger und Pestilenz Länder zerstört und Völker vernichtet.

Die unseligen Wirkungen der Wucherpolitik sind aber damit noch nicht erschöpft. Ein drohendes Schreckgespenst für jeden Arbeiter, der die giftigen Dünste, den Staub und den Schmutz seiner Arbeitsstätte einathmen muß, ist die **Lungenschwindsucht**. Alle Gelehrten sind darüber einig, daß ihrer Ausbreitung kein besserer Damm entgegengesetzt werden kann als eine den Forderungen der Hygiene entsprechende Lebenslage, das heißt mit anderen Worten: helle, geräumige Wohnungen und kräftige Kost. Weibes können sich nur die bestgestellten Arbeiter leisten, in Zukunft aber werden nicht einmal diese dazu im Stande sein; die mörderische Krankheit, diese Geißel des Proletariats, wird daher immer mehr Opfer fordern. Dieses Schicksal droht Mann und Weib, es droht vor allem den Kindern, deren Eltern davon betroffen wurden, und macht sie widerstandsunfähig gegenüber den Gefahren des Lebens. Und doch ist es eine einfache Forderung der Logik wie der Gerechtigkeit, daß Menschen, die schon durch ihre Geburt zu einem Leben voll andauernder harter Arbeit verurtheilt sind, wenigstens mit all den dafür nöthigen Kräften und Fähigkeiten ausgestattet werden.

Es ist festgestellt worden, daß der Prozentsatz der Proletariatskinder, die im ersten Lebensjahre sterben, ein unvergleichlich höherer ist als der der Kinder der wohlhabenden Bevölkerung. Das wird Niemanden Wunder nehmen. Daß aber dieser traurige Zustand nun noch gesteigert werden soll, muß jedes Weib vor allem auf das Heußerste empören; und er wird unzweifelhaft gesteigert, sobald die hohen Lebensmittelpreise in Kraft treten. Denn je schlechter sich die Mütter nähren, je mehr sie durch die Noth gezwungen sind, sich bis zur Erschöpfung im Kampf ums Dasein abzurackern, desto mehr wird ihre Fähigkeit, gesunde Kinder zu gebären, abnehmen und der Lebensquell, den die Natur ihnen für sie mitgab, versiegen.

Giebt es wirklich eine Frau, die dann noch in ihrer Stumpfheit und Interessenlosigkeit verharrt, wenn die Politik mit so rohen Händen in das geheiligte Centrum ihres Wesens, ihre Mutterliebe, eingreift? Die weder durch die Schande ihrer Geschlechtsgenossinnen,



noch durch das Elend ihrer Kinder aufgerüttelt wird aus ihrem dumm-zufriedenen Traumleben? Ich glaube es nicht; könnten wir nur mit unserer Stimme die Ohren aller Frauen erreichen, wir würden auch ihre Herzen gewinnen; und aus den Millionen, die unwissend und verängstigt abseits stehen und kaum wissen, was um sie her geschieht, würde ein Heer opfermüthiger Heldinnen sich formen, an dessen Fahnen der Sieg sich heftet.

## 5. Die Parteien und die Frauen.

Die Zahl der politischen Parteien in Deutschland pflegt den Aneingeweihten zunächst zu verwirren; es giebt ihrer nicht weniger als vierzehn: die Deutschkonserватiven, die Freikonserватiven, der Bund der Landwirthe, der Bauernbund, das Zentrum, die Polen, die Elsäßer, die Welfen, die Antisemiten, die Nationalliberalen, die Freisinnige Vereinigung, die Freisinnige Volkspartei, die Süddeutsche Volkspartei, die Sozialdemokratie. Aber trotz dieser Anzahl sind die Unterschiede zwischen der weitaus größten Menge dieser Parteien nicht so tiefgreifende, daß ihre Kenntniß dadurch erschwert würde. Vor allem lassen sie sich in zwei große Gruppen einteilen: die eine umfaßt alle diejenigen Parteien, die auf dem Boden der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung stehen und sie erhalten wollen, es sind ihrer gerade dreizehn — eine böse Zahl! Die andere, zu der allein die Sozialdemokratie gehört, bekämpft sie — die kapitalistische — und will an ihre Stelle eine sozialistische setzen, in der der Gegensatz zwischen Besitzenden und Besitzlosen, Kapitalisten und Proletariern, nicht mehr existiren soll. Die dreizehn Parteien der ersten Gruppe, die man kurzweg die bürgerlichen zu nennen pflegt, sind einig in der Bekämpfung der Partei der zweiten Gruppe, der Vertretung des Proletariats, unter sich aber weisen sie eine Reihe wichtiger Differenzen auf, die wir hier nur soweit verfolgen können, als sie für die Interessen der Frauen in Betracht kommen. Denn sobald zugegeben wird, daß die Politik ihres Landes für die Frauen nicht gleichgültig sein kann, sobald wird auch der Nachweis verlangt werden müssen, welche politische Richtung mit ihren Interessen im Einklang steht.

Die **Konserwativen** aller Schattirungen — die Deutschkonserwativen, die Freikonserwativen, der Bund der Landwirthe, der Bauernbund — haben sich um die Wünsche und Bedürfnisse der Frauen bisher sehr wenig gekümmert. Sie stehen auf dem Standpunkt: „Die Frau gehört ins Haus“ und vertreten ihn, blind für die thatsächlichen Verhältnisse. Sie kämpfen daher gegen jede Erweiterung der Frauenrechte, gegen jeden Versuch, die Abhängigkeit

des weiblichen Geschlechts vom männlichen, die des weiblichen Proletariats vom Unternehmertum zu lockern. So traten sie bei den Beratungen des bürgerlichen Gesetzbuches für das Prinzip der Gütergemeinschaft, d. h. dafür ein, daß das Vermögen der Ehefrau dem Manne zur Verwaltung überliefert wird, ebenso für die Erschwerung der Ehescheidung und für jene allem gefunden Gefühl widersprechende Bestimmung, wonach der Vater des unehelichen Kindes als nicht mit ihm verwandt gilt, und die Mutter es zwar erziehen, niemals aber sein Vormund werden darf. Sie sind die schärfsten Gegner eines freien Vereins- und Versammlungsrechts für die Frauen, sie stimmten gegen das Frauenwahlrecht für die Gewerbeberichte, sie beantworteten jede Erwähnung des politischen Wahlrechts für das weibliche Geschlecht mit Hohn und Spott, gerade als ob für sie die Millionen Frauen nicht existirten, die im öffentlichen Kampf ums Dasein stehen genau wie der Mann. Und bei alledem haben sie noch die Stirn, sich bei jeder Gelegenheit als die einzigen Mitter des „schwachen Geschlechts“ aufzuspielen.

Aber sie zeigen sich nicht nur als Gegner der Frauen, wo es sich ausschließlich um Fraueninteressen handelt. Sie haben zwar vielfach den Regierungsvorschlägen zugestimmt, soweit es sich um den gesetzlichen Schutz der Industrie-Arbeiter handelte, weil sie glaubten, der Entwicklung der Großindustrie, die ihnen, den Vertretern der Landwirtschaft, des Agrarier- und des Junkerthums, ein Dorn im Auge ist, einen Hemmschuh anzulegen, aber sie tragen die schwere Verantwortung dafür, daß sich die leitenden Männer an die Ausdehnung des Arbeiterschutzes auf Landarbeiter und Dienstboten noch nicht einmal heranwagten, und sie — über die Hälfte aller Arbeiter — von den Vortheilen der obligatorischen Krankenversicherung, die häuslichen Dienstboten sogar auch von der Unfallversicherung immer noch abschließen. Daß die Unfall- und Invalidenversicherung diese armen Stiefkinder der sozialpolitischen Gesetzgebung noch erreichte, ist den Konserwativen ein dauerndes Vergerniß und sie haben alle Hebel in Bewegung gesetzt, diese „Last, die die Landwirtschaft nicht tragen kann“, von sich abzuschütteln. Wo ihr Vortheil in Betracht kommt, da treten all ihre schönen Grundsätze in den Hintergrund. „Nichtet Euch nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Thaten“ — das gilt zu allererst im Hinblick auf sie. Sie reden von der Heiligkeit des Familienlebens, während sie es thatsächlich zerstören helfen, nicht nur indem sie die ländlichen Arbeiter — Weib und Mann — zu endloser Arbeitszeit zwingen, so daß ihr Heim ihnen zur bloßen Schlafstelle wird, sie sind auch die Fürsprecher der rücksichtslosen Ausbeutung der Kinderarbeit, um ihre Willen machte das neue Kinderschutz-Gesetz vor der Landarbeit der Kinder Halt.

Aber damit nicht genug. Wenn es zum großen Theil die Konserwativen sind, durch deren Schuld die Gesinde-Ordnungen nach wie vor bestehen und Dienstboten und Landarbeiter noch immer



einem Ausnahmegesetz unterworfen blieben, durch das in Preußen die Hälfte aller Arbeiter kein Koalitionsrecht besitzt, so trifft das alles die Frauen härter noch als die Männer. Aber mehr noch als das: selbst das bestehende geringe Koalitionsrecht der Industrie-Arbeiter möchten sie aufs äußerste beschränkt sehen, denn sie brauchen wehrlose Sklaven, nicht freie Menschen. Dementsprechend ist auch ihr Verhalten in allen Schulfragen. „Der dümmste Arbeiter ist der beste“, dieser Ausspruch eines offenerzigen Konservativen ist die Herzensüberzeugung aller seiner Parteigänger. Darum sollen dem Proletariatskinde die Schätze des Wissens ebenso verschlossen bleiben, wie die materiellen Reichthümer der Welt. Um aber die Zwingburg der Rechtlosigkeit und Unabhängigkeit, in der die Arbeiter als ewige Sträflinge leben sollen, zu vollenden, ist ihr Bestreben auch noch darauf gerichtet, ihnen das politische Wahlrecht einzuschränken oder völlig zu nehmen. Ihr Ideal ist eben jene Zeit der Leibeigenschaft, in der es nur Herren gab und willenlose Knechte; die Guten unter ihnen möchten vielleicht für ihre Untergebenen sorgen wollen, wie strenge Väter für ihre Kinder, aber kein Einziger sieht weder in dem Arbeiter, noch in der Frau den freien, gleichberechtigten Nebenmenschen.

Doch noch mehr Beweise giebt es, um die Konservativen zu Feinden des Proletariats und der Frauen zu stempeln: der Militarismus und Marinismus findet in ihnen seine Stütze, für jede Art indirekter Steuer, die dem Volk die sauer erworbenen Pfennige aus der Tasche zieht, sind sie zu haben, die Lebensmittelzölle, die allein ihre Säcke füllen, die Armen aber bitterstem Elend preisgeben werden, sind einem großen Theil der Konservativen, vor allem dem Bunde der Landwirthe, noch nicht einmal hoch genug. Sie, die „Stützen von Thron und Altar“, drohen der Regierung mit ihrem Abfall, wenn sie Brot und Fleisch nicht noch theurer machen will.

Man nennt das weibliche Geschlecht das konservative Element in der Menschheit; es neigt auch dazu, sich an Altes und Ueberliefertes anzuklammern. Sind es aber wohl die Konservativen, denen die Frauen sich anzuschließen, deren Politik sie zu unterstützen haben?

Das **Zentrum**, die große, im deutschen Reichstage jetzt ausschlaggebende Partei, die infolge des Kulturkampfes, den Fürst Bismarck gegen die katholische Kirche führte, entstand, steht in sehr vielen Punkten auf demselben Boden wie die Konservativen. Das eigentliche Bindemittel aber, das seine Glieder zusammenhält, ist die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche. Daher repräsentiren seine Parteigänger die verschiedensten Volkskreise und Interessengruppen: Agrarier und Industrielle, Besitzende und Proletarier, und selbst die Geschicklichkeit eines Eiertänzers reicht nicht aus, ihnen allen gerecht zu werden. Unausbleiblich sind deshalb die Widersprüche, in die sich das Zentrum unaufhörlich verwickelt, und die,

wo es sich um Arbeiterinteressen handelt, besonders drastisch hervortreten. So sucht es schon seit Jahren — vor allem zu Zeiten der Reichstagswahlen — seine Arbeiterfreundlichkeit durch die Forderung eines Maximal-Arbeitstages, früher von elf, jetzt sogar von zehn Stunden zu beweisen, und manch ein armer Proletarier mag ihm deshalb vertrauensfölig schon seine Stimme gegeben haben; sobald die Frage aber ernsthaft diskutiert werden soll, zog es sich — wie im Jahre 1897 — auf das bescheidene Verlangen nach einem hygienischen Maximal-Arbeitstag zurück, d. h. es sollte dem Bundesrath überlassen bleiben, die Länge der Arbeitszeit überall da festzusetzen, wo gesundheitliche Schädigungen zu befürchten sind, oder es ging sogar so weit, wie im Jahre 1900, wo es den katholischen Textilarbeiter-Vereinen, also ihren eigenen Anhängern, die um den zehnstündigen Arbeitstag petitionirten, seine Unterstützung versagte. Und weiter: Mit scheinbar lebhaftem Eifer befürwortete das Zentrum die Arbeiterversicherung, ja es tritt für seine Erweiterung ein, — im Jahre 1897 aber beantragte es, in Rücksicht auf seine agrarischen Genossen, die Beschränkung der Invalidenversicherung auf die Großindustrie. Bei der Kommissionsberathung des Bürgerlichen Gesetzbuches stimmte es für die Aufhebung der Gesinde-Ordnungen, — im Plenum des Reichstages aber, wo es darauf ankam, stimmte es dagegen. Als im Jahre 1900 die lex Heinze, jenes Gesetz, durch das die Regierung die Sittlichkeit schützen wollte, das aber thatsächlich eine Knebelung von Kunst und Literatur bedeutet haben würde, zur Berathung stand, suchte das Zentrum, als Hauptwächter von Moral und Frauentugend, es den Arbeitern dadurch schmackhaft zu machen, daß es einen Paragraphen einfügte, wonach unzüchtige Handlungen oder Anträge seitens der Unternehmer den Angestellten gegenüber unter strenge Strafe gestellt und das Schulalter der Mädchen auf 18 Jahre erhöht werden sollte, — kaum aber kam es zur dritten, entscheidenden Lesung des Gesetzentwurfes, als es strupellos seine eigenen Forderungen preisgab! In beweglichen Worten suchte es vor nicht allzu langer Zeit noch den mageren Beutel des armen Mannes vor den Militär- und Marineforderungen zu schützen, — um nur wenig später im Bewilligungseifer gegenüber den Millionenforderungen der Regierung jede andere Partei zu übertreffen. Angesichts des Zolltarifs verschwor es sich hoch und theuer, ihm seine Zustimmung nicht geben zu können, — und schließlich stimmte es, der „Arbeiterfreund“, für diesen Raubzug der Besitzenden gegen die Besitzlosen!

Alle diese Thatfachen beweisen schon, daß die Frauen keine Veranlassung haben dürften, das Zentrum als ihre Interessenvertretung anzusehen. Trotzdem hat es für sehr Viele, — und nicht nur für Einsichtlose, — eine starke Anziehungskraft. Sie beruht in erster Linie in der Betonung der Religiosität, in der Macht des Beichtfuhs, aber außerdem auch in der Stellungnahme des Zentrums

gegenüber den besonderen Fraueninteressen. Sie läßt sich dahin kennzeichnen, daß es die Frau dem Hause, die Mutter der Familie wiedergeben, die weibliche Erwerbsarbeit außer dem Hause einschränken will. Welche Arbeiterin, die unter doppelter Arbeitslast leidet — der ums tägliche Brot und der des Hauses —, die ihre zärtlich geliebten Kleinen sich selbst überlassen muß, wird hierin nicht die Erfüllung ihrer Wünsche sehen?! Und doch bedarf es nur weniger Ueberlegung, um zu begreifen, daß das Verbot der Arbeit verheiratheter Frauen außerhalb des Hauses ihnen nicht nur keine Befreiung bringen, sondern sie nur noch tiefer ins Elend hineinreiben würde. Denn mit der Unterdrückung ihrer Fabrik- oder Werkstattarbeit wird die Noth nicht unterdrückt, die sie zu dieser Arbeit zwingt. Die auf solche Weise ausgeschlossenen Frauen würden in Schaaren der Heimarbeit zum Opfer fallen, wo kein gesetzlicher Schutz sie erreicht, wo sie bei den elendesten Löhnen der größten Ausbeutung ausgesetzt sein würden, und der kümmerliche Rest von Familienleben, den sie der Beschränkung der Arbeitszeit zu verdanken haben, würde auch noch der Zerstörung anheimfallen. So wird die vom Centrum den Frauen zugedachte Wohlfahrt bei Licht besehen zu einem verderbenbringenden Danaergeschenk.

Auf den ersten Blick sieht die **Wittwen- und Waisenversicherung**, die neuerdings von ihm geplant wird, ernsthafter aus, aber auch sie entpuppt sich zu einer Falle, mit der die Arbeiter eingefangen und, wenn sie sich gegen die Haltung des Centrum zum Zolltarif empörten, mundtot gemacht werden sollen. Noch bei der ersten Lesung des Zolltarifs erklärte das Centrum, ihn nicht anzunehmen, wenn nicht die gesammten Mehrerträge der Zölle für eine Wittwen- und Waisenversicherung verwandt würden. In der Kommissionsberatung aber, in der beantragt wurde, wenigstens die Ueberschüsse aus den landwirthschaftlichen Zöllen für diese Zwecke festzulegen, stimmte es dagegen; schließlich wurden die Einnahmen aus den Zöllen auf eine ganze Reihe von Lebensmitteln von der Verwendungs für die Versicherung durch Antrag des Centrum selbst ausgeschlossen. Nun ist es an sich schon eine seltsame Art sozialer Fürsorge, wenn der armen Wittve oder Waise eine Mark in die eine Tasche gesteckt wird, nachdem man ihr vorher durch die hohen Lebensmittelzölle 9 und mehr Mark aus der anderen Tasche herausgezogen hat, aber sie zeigt sich als ein noch klügeres Gebilde, sobald wir entdeckt haben, daß die ganze Versicherung in 80 Mk. — manche sagen sogar in nur 23 Mk. — pro Jahr für jede Wittve, in 30 Mk. für jede Waise bestehen würde. Das ist ein drastisches Beispiel für die „Arbeiterfreundlichkeit“ des Centrum — ein Beispiel, das selbst den Blödesten die Augen öffnen dürfte! In seiner Freundschaft für die Sache der Frauen ist es vollkommen unehrlich und wird auch dann nicht einmal zu einem offenen Gegner, wenn Frauenforderungen von außen herantreten, die es bekämpft; so ist es in Bezug auf das

private wie auf das öffentliche Recht ein ausgesprochener Feind jeder auch nur annähernden Gleichstellung des Weibes mit dem Manne, es hängt jedoch seiner Feindschaft, gerade wie die Konservativen, das Mäntelchen der Mitterlichkeit um. Aber es genügt ihm noch gar nicht, die Handlungs- und Bewegungsfreiheit der Frau zu schmälern, auch ihren Geist will es in Fesseln schlagen, ihren Kindern die Schätze des Wissens und der Erkenntniß rauben, indem es die Schulen unter die Oberhoheit der Kirche zwingen möchte. Außer Lesen, Schreiben, Rechnen und Religion ist, so sagte ein Centrumsmitglied, alles andere „überflüssiger Luxus“ für Volksschüler. Gefügige Sklaven — physisch und geistig — will es aus den Kindern machen, willenlose Sklavinnen aus den Frauen. Nie und nimmer können deshalb die Frauen, wenn anders sie frei werden wollen von Noth und Knechtschaft, seinen Heerban bilden!

Aber die **Liberalen**, sie sind es doch, die die Fahne der Freiheit hochhalten? Betrachten wir sie näher! Ein buntes, in allen Farben schillerndes Bild bieten sie, der in verschiedene Richtungen zersplitterte traurige Rest einer großen, das einstmal wirklich freidenkende Bürgerthum repräsentirenden Partei. Ihr rechter Flügel, die **Nationalliberalen**, nähern sich in ihrem Thun und Lassen mehr und mehr den Konservativen. Wie ein Hohn auf ihre reaktionären Wünsche klingt heute die Bezeichnung liberal, d. h. frei, denn, von ihr gedeckt, haben sie jedem Versuch einer Knebelung des Volkes ihren Beistand geliehen: von der Beschränkung der Koalitionsfreiheit bis zum Kampf gegen das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht. Sie sind es, für deren Bewilligungsseifer keine Militär- und keine Marineforderung zu hoch ist, und die den Zolltarif nicht schnell genug unter Dach und Fach bringen konnten. Nur selten, und dann auch nur unter dem Widerspruch vieler ihrer Parteigänger, entschließen sie sich zu Arbeiterschutzforderungen. So haben sie kürzlich, bedroht von dem Schreckgespenst der nahenden Wahlen, die ihre Zahl weiter verringern dürften, den Bechnstundentag für jugendliche Arbeiter und Arbeiterinnen im Reichstage beantragt. Wie wenig ernst es ihnen damit ist, beweist der Umstand, daß einer ihrer Redner fast zu gleicher Zeit in einem diesem Antrage entgegengesetzten Sinne sprach, indem er von der armen Mutter gar rührend zu erzählen mußte, der man doch nicht verbieten könne, auch länger zu arbeiten als elf Stunden. Als treue Wortführer der Unternehmer, die den Arbeitern gegenüber das Recht auf unbegrenzte Ausbeutung beanspruchen, und als Sprachrohr seiner Partei, bekämpfte er zu gleicher Zeit die Beschränkung der Arbeitszeit der Männer mit der pathetischen Begründung, daß dem Arbeiter unter keinen Umständen das Recht verkümmert werden dürfe, so lange zu arbeiten, als seine Kräfte es ihm erlauben. Und noch in anderer Beziehung zeigte es sich, daß die Nationalliberalen zu typischen Vertretern des Unternehmertums geworden sind: sie kämpften leidenschaftlich gegen den Neun-

uhr-Ladenschluß, und möchten ihn am liebsten heute noch beseitigen, und sie erklärten sich auf das Entschiedenste gegen den gesetzlichen Schutz der in der Landwirtschaft und im Gesindedienst thätigen Kinder. Forderungen, die zu erfüllen eine selbstverständliche Aufgabe des Liberalismus wäre, wie die der Gleichstellung der Frauen auf öffentlich- und privatrechtlichem Gebiete, wurden von ihnen größtenteils abgelehnt oder wenigstens mit Stillschweigen übergangen. Das Einzige, wozu sie sich kürzlich aufzuschwingen vermochten, war das Verlangen, den Frauen die Mitgliedschaft an sozialpolitischen Vereinen zu gestatten, ein Verlangen, das die Bedeutungslosigkeit an der Stirne trägt; denn, so lange es der Polizei überlassen bleibt, zu beurtheilen, was sozialpolitisch und was politisch ist, so lange werden die Frauen gleich rechtlos bleiben, ob es nun erfüllt wird oder nicht. Von den Nationalliberalen also haben die Frauen nichts zu erwarten, und für die Bettelbrocken, die den Hungrigen hier und da zugeworfen werden, bedanken sie sich.

Die **Freisinnige Volkspartei** könnte, verglichen mit den Nationalliberalen, beinahe etwas Anziehendes gewinnen. Sie pflegt eine prinzipielle Gegnerin allzu starker Militär- und Flottenforderungen zu sein — obwohl sie Kanonenkredite ohne Zaudern bewilligt —, sie bekämpft die Schutzollpolitik — obwohl sie bei der letzten großen Brotmacherei im Reichstag eine nichts weniger als zweifelsfreie Haltung einnahm; sie tritt für die Erweiterung und Sicherung des Koalitions- und des Vereins- und Versammlungsrechts ein — aber zu Gunsten der Frauen speziell hat sie es an gehöriger Energie stets fehlen lassen. Die Verkürzung der Arbeitszeit der Frauen wird von ihr befürwortet, dagegen spricht sie sich ebenso wie die Nationalliberalen gegen einen allgemeinen Normalarbeitstag aus. Ihre größte Leistung für die Frauen war, daß sie für ihr Wahlrecht zu den Gewerbegerichten ihre Stimmen abgab, sie wurde aber mehr als nett gemacht durch andere, die dem Volksinteresse direkt entgegenwirken: so ist sie eine Gegnerin der Invaliditäts- und Altersversicherung und ihr Führer konnte ohne Widerspruch in seinem politischen ABC-Buch von 1901 erklären, daß der Zentrumsantrag, der die Versicherungspflicht auf die Arbeiter der Großindustrie beschränken und den Reichszuschuß abschaffen wollte, „in der Richtung auch der Freisinnigen Volkspartei lag“, und hinzufügen, „daß die schrittweise Aufhebung des ganzen Gesetzes“ das „einzig Richtige wäre“. Auch die Krankenversicherung, die thatsächlich noch einen viel zu engen Kreis von Menschen umfaßt, geht ihr in Bezug auf ihre Ausdehnung schon viel zu weit. Sie sprach sich gegen den Neumuhrladenschluß aus, ihrer zweideutigen Haltung ist die Aufrechterhaltung der Gesindeordnungen mit zu verdanken, und kürzlich wandte sie sich sogar gegen die gesetzlich geregelte Ruhezeit der Kellerer. Was aber den Frauen besonders eindrucksvoll sein dürfte, vor Allem denen, deren eigene Kinder von der Schule weg auf die Rübenfelder und

Kartoffelfelder kommandirt werden, ist die ablehnende Haltung der Partei gegenüber der Forderung, auch die Landarbeit der Kinder zu verbieten. Ja, einer ihrer Redner hatte sogar den traurigen Muth, die Vortheile der Kinderlandarbeit begeistert zu schildern.

Unbefangener dem Massenkampf, entgegenkommender den speziellen Arbeiterforderungen, wohlwollender und aufrichtiger den bezund im Kampf gegen die Zollpolitik der Regierung und der Rechten ist ihre Energie nicht erlahmt. Dafür aber ist sie in ihrer Begeisterung und Bewilligungsfreudigkeit für Militarismus und Marinismus fast ebenso weit gegangen wie die Nationalliberalen; sie hat sich sogar herbeigelassen, die geforderte Vermehrung der Flotte auf Jahre hinaus über künftige Reichstage hinweg festzusetzen, sie hat ohne Besinnen nahe an 5000 Millionen dafür bewilligt — 5000 Millionen, die das deutsche Volk für eine Weltmachtspolitik zu zahlen hat, für die dem Proletariat alles direkte persönliche Interesse fehlen muß.

Würden Frauen, proletarische Frauen vor Allem, sich entschließen können, die Politik des Freisinn zu unterstützen? Wohl haben wir es hier mit den fortschrittlichsten Elementen der bürgerlichen Welt zu thun, zwischen ihnen und den Konservativen gähnt ein Abgrund; viele Verständigungsbrücken aber führen hinüber und herüber. Zwar stehen die Interessen der Einen, der Vertreter des Großgrundbesitzes, denen der Anderen, der Vertreter der Großindustrie, häufig diametral gegenüber und Gegensätze zwischen den Parteien lassen sich nach allen Richtungen verfolgen: sowohl politische als religiöse, aber selbst ein freisinniger Demokrat, der für republikanische Verfassung, für volle rechtliche und politische Gleichstellung des Weibes mit dem Mann, des Arbeiters mit dem Unternehmer, gegen indirekte Steuern und Schutzzölle, gegen Schiffe und Kanonen eintreten würde — leider kennen wir einen solchen zunächst nicht! — bliebe immer noch in einem gewissen Zusammenhang sogar mit den reaktionären Parteien, so lange er nur die bestehende Staatsverfassung, nicht aber die vorhandene Wirtschaftsordnung bekämpft. Wir werden ihn als Helfers-helfer betrachten können, wie wir jeden heute schon als solchen betrachten, der der Arbeiterklasse auch nur einen Fuß breit Boden gewinnen hilft, aber sein Parteigänger werden wir ebenso wenig sein können wie der konservativen oder der Zentrumsparthei. Und warum nicht? Weil die politische Freiheit erst im Zusammenhang mit der wirtschaftlichen Freiheit zu einem für Alle menschenwürdigen Dasein führen kann.

Solange der Besitz in den Händen verhältnismäßig Weniger sich befindet und große Kapitalien sich in den Händen Einzelner anhäufen, bleibt die Masse des Volkes, die Besitzlosen, abhängig von den Besitzenden. So lange das Lohnsystem besteht, wonach der Arbeiter nicht den vollen Ertrag seiner Arbeit erhält, sondern nur so viel, als gerade notwendig ist, um seine Weiterarbeit zu ermöglichen, während

der Ueberfluth den Unternehmer immer mehr bereichern hilft, so lange muß das Proletariat unfrei, geknechtet bleiben. Diese Unfreiheit erniedrigt die Frau noch mehr als den Mann, denn unter dem Druck der Abhängigkeit und der Noth muß sie nicht nur ihre Arbeitskraft, nein, nur zu oft auch ihren Leib verkaufen. Aber die kapitalistische Wirtschaftsordnung, die zu diesen Zuständen geführt hat, trägt den Keim ihrer Auflösung in sich. Denn je weiter sie sich entwickelt, eine desto größere Zahl abhängiger Existenzen schafft sie, die sich nothwendiger Weise zusammenschließen, um sich immer energischer gegen eine Wirtschaftsordnung zu empören, die zu Gunsten Weniger die Vielen entrechtet. Auf diese Weise, als ein Kind der kapitalistischen Entwicklung, ist die **Sozialdemokratie** entstanden, jene Partei, die uns noch zu beurtheilen übrig bleibt.

Ein wichtiges Merkmal unterscheidet sie von allen anderen Parteien: sie vertritt eine wissenschaftliche Weltanschauung, den Sozialismus, und nicht allein ein Klasseninteresse. Und sie kämpft nicht, wie die anderen Parteien, mehr oder weniger planlos um die Eringung einzelner Vortheile oder um die Zurückeroberung überwundener Vorrechte und Freiheiten, sondern sie hat sich in den Dienst der von ihren großen Vorkämpfern entdeckten Entwicklungsgesetze gestellt, und kann darum siegesbewußt ihrem Ziel entgegengehen. Dieses Ziel, wohin die ökonomische wie die politische Entwicklung drängt, ist der Ersatz der kapitalistischen Wirtschaftsordnung durch eine sozialistische, in der die Arbeitsmittel, — Fabriken, Bergwerke, Grund und Boden usw., — sich nicht mehr im Besitz von Privat-eigenthümern befinden, die sie lediglich zur Verfolgung ihrer persönlichen egoistischen Ziele ausnützen, sondern in den Händen der Gesamtheit, die die Produktion nunmehr zum allgemeinen Besten regeln und die Kulturgüter der Menschheit, vom Brod an bis zum höchsten Kunstgenuß, Allen zugänglich machen kann. Dieses Ziel zu erreichen, muß selbstverständlich im Interesse aller Abhängigen, aller Entrechteten und Unterdrückten, mit anderen Worten im Interesse aller Derer liegen, die wir heute unter dem Namen Proletarier zusammenfassen. Sie bilden, in Folge ihrer Interessengemeinschaft, eine Klasse, und der Kampf, den sie führen, ist nothwendig ein Klassenkampf.

Die Sozialdemokratie, als ihre politische Vertretung, hat für ihre praktische Wirksamkeit demnach eine doppelte Aufgabe: sie muß von der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung Alles zu erreichen suchen, wodurch die materielle und geistige Existenz des Proletariats gesichert und auf eine höhere Stufe gehoben werden kann, und muß zu gleicher Zeit Schritt um Schritt zu ihrem Ziele vorwärts dringen. Beides aber ist im Grunde nur eine Arbeit: denn der Wert alles dessen, was im Einzelnen zu erringen ist, muß stets daran geprüft werden, ob es auch zu gleicher Zeit dem Fortschritt des Ganzen dient. Wenn die Sozialdemokratie z. B. für einen hochentwickelten Arbeiterschutz

eintritt, so thut sie es nicht nur, um dem Arbeiter gegenwärtig das Leben zu erleichtern, sondern auch, weil sie weiß, daß ein durch schlechte Arbeitsbedingungen verelendetes, körperlich schwaches, geistig stumpfes Proletariat nie und nimmer Vorkämpfer und Träger des Sozialismus sein kann. Und wenn sie für die Rechte der Frau kämpft, wie keine andere Partei, so thut sie es nicht allein, um das weibliche Geschlecht aus einer menschenunwürdigen Lage zu befreien, sondern noch weit mehr deshalb, weil sie die Ueberzeugung hat, daß nur geistig freie starke Frauen ein Geschlecht freier Männer gebären und erziehen können, das fähig ist, den Sozialismus zum Siege zu führen.

Das kommunistische Manifest, das bedeutendste historische Dokument, das den Anfang des wissenschaftlichen Sozialismus bezeichnet, und 1847 erschien, weist bereits den engen Zusammenhang zwischen Frauen- und Arbeiterfrage nach, indem es darstellt, wie die gegenwärtigen Produktionsverhältnisse die Frauen des Proletariats mehr und mehr in die große Armee der Industriesoldaten hineinziehen. Auf Grund dieser Erkenntniß ist die Sozialdemokratie, indem sie die Partei der unterdrückten und beherrschten Klasse wurde, die Partei der Frauen geworden. In ihrem Programm, das ihre Grundsätze enthält, wird gefordert: Abschaffung aller Gesetze, welche die Frau in öffentlich- und privatrechtlicher Beziehung gegenüber dem Manne benachtheiligen. Und in Wort und Schrift, durch die Vorlage eigener Gesetzesentwürfe, wie durch Bekämpfung aller Gesetze, die dem weiblichen Geschlecht Unrecht thun oder zum Schaden gereichen könnten, hat sie ihrem Programm gemäß gehandelt.

Schon im Jahre 1877 brachten die Sozialdemokraten im Reichstage einen Antrag zur Abänderung der Gewerbe-Ordnung ein, der sich eingehend mit der Lage der Arbeiterinnen beschäftigte, und Forderungen aufstellte — Beschränkung der Arbeitszeit, Verbot der Nachtarbeit, der Arbeit unter Tage, auf Hochbauten und an im Gange befindlichen Maschinen —, die damals abgelehnt, dreizehn Jahre später aber von der Regierung zum Theil selbst wieder aufgenommen und zum Gesetz erhoben wurden. Damals schon forderte die Partei einen ausgedehnten gesetzlichen Wöchnerinnenschutz, der auch eine dreiwöchige Ruhepause vor der Entbindung umfassen sollte. Dem unablässigen Druck, der energischen Agitation durch die Partei war es zu verdanken, daß auch die anderen Parteien, wenn sie nicht alle ihre Anhänger aus Arbeiterkreisen verlieren wollten, sich gezwungen sahen, Arbeiterschutzforderungen aufzustellen, und daß die Regierung, voller Besorgniß angesichts der wachsenden Unzufriedenheit breiter Volksschichten, sich entschloß, die Arbeiter-versicherungs-Gesetzgebung in Angriff zu nehmen. Selbst Bismarck, der grimmigste Feind der Sozialdemokratie, mußte öffentlich anerkennen, daß ohne ihr Vorgehen von Sozialreform in Deutschland noch keine Rede sein würde. Einerseits war und ist es die Furcht vor

dem Proletariat, die zu Zugeständnissen nöthigt, andererseits aber ist es auch das Gewissen der bürgerlichen Gesellschaft, das erst durch den Mahnruf der Sozialdemokratie geweckt wurde, und ihren engherzigen Egoismus ein wenig eindämmen half.

Die wichtigste sozialdemokratische Forderung auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes ist der achttündige Arbeitstag für alle Arbeiter ohne Unterschied des Geschlechts. Von welcher einschneidenden Bedeutung solch eine Beschränkung der Arbeitszeit für die Gesundheit, das Familienleben, die geistige Fortentwicklung eines Jeden sein würde, braucht man einer Frau am wenigsten besonders auseinanderzusetzen, die unter der Last doppelter und dreifacher Pflichten zu leiden hat. Auf der Herabsetzung der Arbeitszeit beruht zum guten Theil die Möglichkeit physischer und geistiger Fortentwicklung für die Arbeiterklasse, sie ist eine der Kraftquellen, aus der sie schöpft. In der richtigen Erkenntniß, daß die Herabsetzung der Frauenarbeitszeit von den herrschenden Klassen leichter zu erreichen sein würde und den besten Ausgangspunkt für allgemeinere Maßregeln bilden könne, hat die Sozialdemokratie auch nach dieser Richtung energisch eingegriffen, und dem zehnstündigen Arbeitstag, den sie heute zunächst an Stelle des elfstündigen verlangt, fehlt es nicht an Aussicht zur Verwirklichung zu gelangen. Es wäre nur ein weiterer Schritt auf dem Wege zum allgemeinen Normalarbeitstag.

Es würde ein Buch für sich füllen, wollten wir jede einzelne Forderung, jede Stellungnahme der Partei gegenüber Vorschlägen von anderen Parteien hier registriren. Sie ist, soweit spezielle Fraueninteressen in Frage kommen, zu jeder Zeit ihr Wortführer gewesen: sie kämpft für die Freiheit und Gleichheit des Weibes, soweit Recht und Sitte sie benachtheiligen, für ihren Schutz, soweit sie als Arbeiterin und Mutter seiner bedarf. Von ihrem Wahlrecht zu den Gewerbeberichten bis zu ihrem politischen Wahlrecht, ist sie, den Spott der Gegner nicht fürchtend, für sie eingetreten; in dem Kampf gegen ein Vereins- und Versammlungsrecht, das die Frauen den Unmündigen gleichstellt, hat sie die Führung. Für eine durchgreifende Reform der Krankenversicherung zu Gunsten der Schwangeren und der Wöchnerinnen hat sie neuerdings erst wieder ihre Stimme erhoben. Durch Gleichstellung des Gefindes mit dem gewerblichen Arbeiter, durch Unterstellung von Hausindustrie und Heimarbeit unter besondere Schutzgesetze möchte sie der schrankenlosen Ausbeutung auf diesen großen Gebieten der Frauenarbeit wirksam entgegentreten. Und als Vertreter der Frauen wirkt sie auch, wenn sie den Kindern, durch strenges Verbot der Erwerbsarbeit, eine ungetriebene Jugend sichern will, in der die Kräfte für die künftige Lebensarbeit ungehindert reifen können.

Und ebenso hat die Sozialdemokratie es niemals versäumt, die Rechte der Arbeiter in weitestem Maße wahrzunehmen. Selbständige Anträge zum Arbeiterschutz wurden, sei es in umfassender Weise, wie

1877, 1884 und 1890, sei es für besondere Spezialgebiete, alljährlich im Reichstage gestellt. Fragen von weittragender Bedeutung, wie die des durch besondere Arbeitsämter zu regelnden Arbeitsnachweises und die der Versicherung gegen Arbeitslosigkeit, wurden von der Sozialdemokratie zuerst aufgerollt und nach und nach auch auf bürgerlicher Seite in Erwägung gezogen. Kein Mißstand innerhalb der Arbeitsverhältnisse bleibt von ihr unbeachtet — begreiflich genug, da sie nicht nur das Proletariat vertritt, sondern von ihm gebildet wird, und daher genau wissen muß, wo sie selbst der Schuh drückt. So mußte sie es auch sein, die gegen indirekte Steuern und Zölle, vor Allem die auf Lebensmittel, im Namen des arbeitenden Volks immer aufs Neue geharnischten Protest erhebt, die ein Gegner ist vom Militarismus und Marinismus, nicht nur, weil die Milliarden, die dafür vom Volk aufgebracht werden müssen, für Kulturaufgaben höherer Art nützlicher angelegt werden könnten, nicht nur, weil die Rüstungen den Wettstreit aller anderen Nationen erregen, so zu einer Schraube ohne Ende werden und den Frieden ernstlich gefährden, sondern vor Allem auch, weil der Militarismus zu Wasser und zu Lande volksfeindlichen Zwecken dient, indem er die Hauptstütze des bestehenden Wirthschaftssystems bildet. Die Abschaffung der stehenden Heere ist für die Sozialdemokratie nicht Zweck allein, sondern Mittel zu einem höheren: der Ablösung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung durch die sozialistische.

Nur die wichtigsten Punkte aus dem großen Gebiet ihrer Bestrebungen haben wir an dieser Stelle herausheben können, aber sie genügen, um zu beweisen, daß sie für die Gegenwart nichts Anderes will, als die Erhöhung der Lebenshaltung, der physischen und geistigen Kultur des Volkes, vor Allem der jetzt Entrechteten und Unterdrückten, der Proletarier; und für die Zukunft eine Neuordnung der Dinge, die Jedem ein menschenwürdiges Dasein sichert. Diese Ziele aber können nicht anders erreicht werden, als durch die Einschränkung der Vorrechte und Vortheile der herrschenden Klassen, soweit die Gegenwart in Betracht kommt, und der schließlich völligen Niederwerfung ihrer auf dem Privatbesitz beruhenden Herrschaft. In Folge dessen sieht die gesamte bürgerliche Welt in der Sozialdemokratie ihre gefährlichste Feindin, die sie, je nach dem Grade ihrer Einsicht, entweder durch alle Mittel der Gewalt, gesetzliche und ungesetzliche, niederzuwerfen, oder ihr, durch möglichstes Entgegenkommen auf Wünsche der Arbeiter, den Boden abzugraben versucht. Vom Sozialistengesetz über die Umsturz- und die Zuchthaus-Vorlage bis zur neuesten Zeit löst eine Verfolgung oder zum Mindesten der Versuch dazu, die andere ab: manchmal wird grobes Geschütz gegen die Arbeiter aufgeföhren, dann wieder sind es Nadelstiche, die sie in der Form von Koalitionseinschränkungen, Vereinsauflösungen, Versammlungsverboten, Gefängnisstrafen für Preßvergehen und Majestätsbeleidigungen treffen. Gegen die Sozialdemokratie als

gegen die „Partei des Umsturzes“ wird von höchster Stelle aus zum Kampf aufgerufen; ihre Parteigänger werden als „Elende“, als „vaterlandslose Gesellen“, als „eine Rotte von Menschen, nicht werth, den Namen Deutscher zu tragen“, bezeichnet. Noch mehr als alle Erfolge, mehr als die zwei Millionen Stimmen, die sich bei der letzten Wahl auf die Sozialdemokratie vereinigten, beweisen diese Verfolgungen ihre Lebenskraft und Siegesicherheit.

Seite an Seite mit dem männlichen Proletariat, unter dem Heerbann dieser Partei, haben die Frauen zu kämpfen. Es giebt keine andere, die mit solcher Gewalt an sie appellirt: an ihre Interessen als Weib, als Mutter, als Arbeiterin.

## 6. Die Pflichten der Frau im politischen Kampf.

Den Männern ihre politischen Pflichten klar zu machen, ist nicht schwer: Wer im Besitz des Wahlrechts ist und die Zusammenfegung öffentlicher Körperschaften irgend welcher Art durch die Abgabe seiner Stimme mit beeinflusst, der würde leichtfertig handeln, wenn er sich nicht vorher eine feste Meinung zu bilden versucht und ihr dann durch die Wahl zum Ausdruck verholten hätte. Spricht man aber den Frauen von Pflichten dieser Art, so vertreiben sie sich nur allzu gern hinter ihre Rechtlosigkeit, um ihre geistige Faulheit, ihren Mangel an Interesse dahinter zu verstecken. Aber selbst wenn ihnen klar wurde, wie jede Frage des öffentlichen Lebens auch sie persönlich angeht, selbst wenn sie die Vorgänge außerhalb ihrer vier Wände mit lebhaftem Interesse verfolgen, so liegt ihnen der Gedanke an Pflichten, die sie zu erfüllen hätten, doch fern, und — falls er ihnen hier und da kommen sollte — weibliche Schüchternheit und Unsicherheit hält sie von ihnen zurück. Manch eine arme überlastete Arbeiterfrau, manch ein abgearbeitetes Fabrikmädchen hält sich selbst für viel zu gering und unbedeutend, als daß ihre Kraft in dem großen Kampfe des Proletariats irgend welche Bedeutung haben könnte. Und doch kommt es gerade in diesem Kampfe mehr denn je vorher auf jeden einzelnen Menschen an, und wie noch niemals vorher auf die Frauen.

Die Geschichte weist kein Beispiel auf für die aktive Theilnahme großer Frauenmassen an politischen und sozialen Kämpfen. Es waren — wie z. B. bei der französischen Revolution — immer nur kleinere Gruppen, die momentan erregt durch ein erschütterndes Ereigniß, rasch hervortraten und ebenso rasch wieder von der politischen Bühne verschwanden. Die Voraussetzung für ein gleichbleibendes Interesse — die Emanzipation der Frau von der häuslichen Sphäre durch die außerhäusliche Erwerbsarbeit — war eben bisher noch nicht vorhanden. Jetzt erst greift eine bisher unbekannte Kraft in die Mäder

der Entwicklung ein, und jetzt erst gilt es, daß es nicht unbewußt geschehe, sondern mit dem vollen Bewußtsein der Verantwortlichkeit.

Die erste Pflicht jeder Frau ist zunächst die, sich selbst zu bilden und aufzuklären. Das ist keine leichte Aufgabe für die, denen es an Vorbildung fehlt, denen Zeitungen, Bücher nicht zur Verfügung stehen, die weder Zeit noch Geld haben, sich all das zu verschaffen, denen die mühselige Tagesarbeit Frische und Empfänglichkeit raubt. Es giebt aber fast allwärts Versammlungen, die nichts oder nur wenig kosten, und wo Vorträge der verschiedensten Art den Hörern das zuführen, was ihnen fehlt. Die Zeit dafür müssen die Frauen finden, auch wenn einmal eine oder die andere überflüssige Klatschstunde mit den Nachbarinnen, ein Tanzvergnügen oder dergleichen geopfert wird, oder der Mann zu Hause bleibt und die Kinder hütet. Auch das ist für den Mann eine politische Pflicht: denn er trägt die Hauptverantwortung dafür, was für eine Erzieherin die Mutter seinen Kindern wird! In manchen Städten giebt es auch besondere Bildungsvereine, denen sich Frauen anschließen können, wenn es an anderen Gelegenheiten fehlt, um ihr Wissen zu bereichern und ihnen zugleich eine Aussprache mit Gleichgesinnten zu ermöglichen. Das wichtigste Mittel aber, um zu alledem zu gelangen, ist die gewerkschaftliche Organisation. Alles, was die Arbeiterin zu wissen verpflichtet ist, lernt sie am Besten im Kreise ihrer Berufskollegen. Hier vermag sie auch am leichtesten ihrer Schüchternheit Herr zu werden, hier kann sie sich ohne Scheu im Reden üben, hier fühlt sie sich zum ersten Male als Glied eines Ganzen, als Kämpfer in Reih' und Glied. Ganz abgesehen davon also, daß die gewerkschaftliche Organisation für sich allein große Aufgaben zu erfüllen hat — auch im Hinblick auf ihre politischen Pflichten darf keine Arbeiterin sich von ihr ausschließen.

Vietet ihr die Gesetzgebung die Möglichkeit, wie in einzelnen Staaten Deutschlands, auch den politischen Vereinen beizutreten, so muß sie es thun, sobald sie glaubt, eine eigene politische Ueberzeugung zu haben. Sie darf sich weder von dem Nebelwollen der Männer, — das giebt es leider noch öfters! — noch durch Gründe der Sparsamkeit davon abhalten lassen. Die paar Groschen dafür gehören mit zu den Opfern, die sie zu bringen hat: ein buntes Band, ein Hut weniger, ist das zu viel im Hinblick auf das große Ziel, das sie mit erreichen hilft?

Und weiter: unter dem Schutze unaufgeklärter Frauen gedeihen jene Hintertreppenromane, die die Phantasie vergiften und den Geist von ernstem Interesse ablenken, verbreiten sich jene Zeitungen, die ihre Leser mit Räuber- und Klatschgeschichten füttern, und sie allmählig zu urtheilslosen Mitläufern kapitalistischer Politik machen. Sache der Frauen ist es, hier gründlich Wandel zu schaffen; keine aufgeklärte Arbeiterin sollte solche Lektüre in ihrer Umgebung dulden: eine anständige, gesinnungstüchtige Parteizeitung, ein Gewerkschafts-

Blatt, hier und da ein Buch, das die Zeitung empfiehlt, müssen ihre Stelle einnehmen.

Durch all das erfüllt sie aber erst einen Theil ihrer politischen Pflichten, die gegen sich selbst. Noch viele bleiben ihr zu erfüllen: die ihrem Mann, ihren Kindern, ihren Freunden, ihrer Partei, der Allgemeinheit gegenüber.

Viele Frauen, und nicht die schlechtesten, jammern über jeden Groschen, den der Mann von seinem Lohn nicht nach Hause bringt. Begreiflich genug, ist doch so wie so schon Schmalhans Küchenmeister. Oder sie beklagen sich über die langen Abende, die er fern von ihnen zubringt, ist doch die Zeit, die er Frau und Kindern widmen kann, doch so wie so schon so knapp! Und doch gilt's auch hier: Thränen und Kummer tapfer verbeißen, wenn der Mann in den Reihen des kämpfenden Arbeiterheeres steht. Ja, noch mehr: es gilt, ob auch das Herz sich dabei schmerzhaft zusammenkrampft, ihn hinaustreiben, wenn er nicht selbst geht. Manch Einer hat an der Seite einer engherzigen, unverständigen Frau, in der warmen Ofenecke bei seinen schmeichelnden Kindern, die Aufgabe vergessen und verleugnet, und seine Kollegen draußen im Stich gelassen; manch Einer ist sich aber auch, getrieben durch sein tapferes Weib, erst seiner Pflichten bewußt geworden und hat den Weg zu den Genossen gefunden! „Weib' hier um Deiner Kinder Willen!“ sagt die unaufgeklärte Frau, „Nah' ihnen ein Stück Brod, spiele mit ihnen, erziehe sie, wenn Du Geld und Zeit übrig hast!“ — „Geh' fort, um Deiner Kinder Willen!“ mahnt die überzeugte Sozialistin, „Erlämpfe ihnen eine bessere Zukunft!“ Dann wird er auch bei ihr nicht nur flüchtige Liebesstunden, sondern dauernde Freundschaft finden.

Hunger und Liebe, so sagt man, bewegt die Welt, und man versteht darunter die Liebe zwischen Mann und Weib, die seit uraltester Zeit Kriege entzündet, Verbrechen begangen, Geldthaten vollbracht, unsterbliche Werke geschaffen hat. Mit dem Augenblick aber, da die Frau in das öffentliche Leben trat, wurde noch ein anderes Gefühl zur weltbewegenden Macht: die Mutterliebe. Von jenem thierischen Instinkt an, der nur das zarte Kindesalter behütete, bis zu der vorausschauenden das ganze Leben umfassenden Liebe, die in dem Kinde schon den Mann achtet, hat sie große Wandlungen durchgemacht. Und nirgends entwickelt sie sich stärker als dort, wo das Weib mitten im Kampf ums Dasein steht, wo es durch eigene Erfahrung Noth und Elend kennen lernte. Kein Thier ist so todesmuthig, als die Löwin, die ihr Junges verteidigt, kein Mensch so unerschrocken, so treu und hingebungsvoll, als die Mutter, die für das Glück ihres Kindes kämpft. Ist sie aufgeklärt, weiß sie, worauf es ankommt, um die ganze Menschheit vom Elend zu befreien, so wird sie keine Pflicht stärker empfinden als die, im politischen Kampf der Arbeiterklasse ihren Platz auszufüllen, und ihre Kinder zu ihren Nachfolgern zu erziehen. Jeder Blick in das bleiche Gesichtchen ihres Liebling's, jede jammernde Bitte

um Nahrung, wird ihr nicht Thränen fruchtlosen Leids erwecken, sondern sie zu thatkräftiger Arbeit spornen.

Zu das Herz und den Geist der Kinder pflanzt die Mutter die Keime aller Entwicklung. Ein Geschlecht von Knechten mit knechtischer Gesinnung wächst empor, wo die Mutter unfrei, furchtsam, unterwürfig ist. Freie, starke, selbständige Frauen sind die Voraussetzung freier, starker, muthiger Männer. Um ihrer Kinder willen darf das Weib daher nicht mehr im Stumpfthum, in der Interesslosigkeit beharren! Sobald es selbst in die Reihen der Freiheitskämpfer tritt, bedeutet es dann nicht nur eine Kraft mehr für die Kämpfe der Gegenwart, denn ihre Kinder stehen hinter ihr, die jugendkräftigen Träger der Zukunft. Eine gute Mutter heißt heute nicht mehr diejenige, die ihre Kinder nur wäscht, kleidet und nährt, sondern die die sie zu Kämpfern erzieht, und ihnen mit dem Beispiel unermüdlichen Opfermuthes, thatkräftiger Begeisterung vorangeht.

Freundschaft zwischen Frauen ist allzu oft ein sehr gebrechliches Ding, weil sie vielfach nicht auf geistiger Gemeinschaft, sondern auf allen möglichen Neuzerlichkeiten zu beruhen pflegt. Ihre Herzensgeheimnisse vertrauen sich die jungen Mädchen, ihre häuslichen Sorgen die Frauen an, aber selten, sehr selten nur suchen sie einander sittlich und geistig zu heben, aufzuklären, zu bereichern. Auch hier hat eine andere Art Pflichterfüllung einzusetzen: eine Sozialistin wird nicht ruhen und rasten, bis sie ihre Freunde von der Richtigkeit ihrer Anschauungen überzeugt hat, bis sie die Trägen aufgerüttelt, die Leichtfertigen zu ihrem Ernst bekehrte, die Faulen hineingezogen in ihren Kampf. Dabei wird manch eine Freundschaft in die Brüche gehen, manch eine aber wird sich festknüpfen fürs Leben. Denn, wen die Noth der Brüder, die gleiche Hoffnung auf die Zukunft zusammen-schweißte, zur Blutsbrüderschaft wurde dessen Bund.

Kann aber auch die Partei von der rechtlosen Frau Pflichterfüllung fordern? Sie muß es sogar, und jämmerlich wäre die Frau, die sich ihr entzieht. Ist sie durchdrungen von der sozialistischen Weltanschauung, so wird es ihr selbst unmöglich sein, sie nicht zur Geltung zu bringen. Jede, auch die Ärmste und Unbedeutendste, ist dazu im Stande, und die Partei wäre nie und nimmer so groß und stark geworden, als sie heute ist, wenn nicht von jeder Tausende und Aber-tausende zu ihren freiwilligen Beamten geworden wären. Und jede Leistung in ihrem Dienst, vom Flugblattaustreten bis zur wissenschaftlichen Arbeit, von der stillen Agitation in der Werkstube bis zum öffentlichen Auftreten in den Volksversammlungen, ist gleich wichtig und bedeutungsvoll. Keine Kraft wird verachtet, keine bleibt ungenutzt; nur wenn Alle ineinander greifen und für einander wirken, ist der Erfolg sicher.

Die größte Kraftentfaltung aber wird zu der Zeit verlangt werden müssen, wo es gilt, die Wahlen für den Reichstag vorzubereiten. Sie sollen der Ausdruck des Volkswillens sein, und wenn



die Frauen auch noch nicht selbst mit dem Stimmzettel vor die Urne treten können, so haben sie doch Mittel und Wege genug, ihren Willen zur Geltung zu bringen. Jede öffentliche Volksversammlung giebt ihnen die Gelegenheit, sich auszusprechen, die Zuhörer zu überzeugen und anzufeuern. Keine dünkt sich zu gering hierfür. Oft wirkt ein von Herzen kommendes Wort aus dem Munde einer einfachen Arbeiterin mehr, als tausend Gründe geschulter Redner. Aber wichtiger noch ist die Agitation unter den Nachbarn, den Bewohnern desselben Dorfes oder Stadtviertels. Hier liegt ein weites Feld für jede Art der Thätigkeit; hier heißt es Körper- und Geisteskräfte nicht zu schonen, furchtlos zu sein auch dem Spott, der Rohheit selbst gegenüber, an jede Thüre anknöpfen, überall ein Flugblatt, eine Zeitung zurückzulassen, selbst mit jedem Einzelnen reden, seine Meinung, seine Interessen erforschen, um, daran anknüpfend, ihn für die Sache der Unterdrückten zu gewinnen. Und am Tage der Wahl selbst, welch eine Hülle von Arbeit wartet der Frauen! Aus dem Sorgenfuhl daheim hat sie den alten säumigen Wähler, aus dem Wirthshaus manch einen jungen, leichtsinnigen zu holen, vor der Werkstatt und der Fabrik soll sie stehen, um jeden Einzelnen, der heraustritt, an seine Wahlpflicht zu mahnen. Den, von dem sie glaubt, daß er doch vielleicht lieber nach Hause geht, als zum Wahllokal, hat sie bis vor die Thüre zu begleiten, damit er sich schämen lernt, er, der Staatsbürger, vor ihr, der rechtlosen Frau. Thut eine Jede in Stadt und Land auf diese Weise ihre Pflicht, so wird der Sieg der Partei am Tage der Wahl mit die Frucht ihrer Arbeit sein.

Mehr denn je steht des Volkes Wohl und Wehe jetzt auf dem Spiel. Pui über das Weib, das sich faul und feige zurückzieht! Der Jammer hungernder Kinder, der Fluch der ausgebeuteten, geknebelten Menschheit wird auf ihrem Leben lasten. Verächtlich wird Jeder an ihr, der Heilen, vorübergehen, der die Wundmale des Kampfes als Siegeszeichen am Körper trägt. Und das gilt nicht nur für einen Tag des Triumphes oder der Niederlage: jede Einzelne ist schuldig, wenn der endgiltige Sieg unserer Sache auch nur um eine Spanne Zeit sich verzögert. Wohl fordert sie Opfer von uns, und wer der rothen Fahne folgt, thut es nicht zu einem vorübergehenden Spaziergang, dem jedesmal eine fröhliche Heimkehr folgt. Nein, er tritt einen Lebensweg an durch fremde dunkle Gefilde, er zerbricht selbst die Brücken hinter sich, und einen Heimweg giebt es nicht mehr.

„Es wird ein Schwert durch deine Seele gehen,“ sagte der Engel der Verkündigung nach der christlichen Sage zu Maria, der Mutter Jesu. Und allen Frauen, die sich einer großen Aufgabe bewußt werden, wird dasselbe gesagt. Viel leichter ist es und lustiger für das Mädchen, nach des Tages Arbeit daheim zu sitzen, oder in Wald und Feld mit den Freundinnen zu scherzen, als dem Rufe zu folgen, der sie hinauslockt zum Ernst des Lebens, zu Leid und Kampf. Und viel bequemer und dem weicher gearteten Wesen der Frau viel wohl-

thuender ist es, zu Hause mit den Kindern zu spielen, als draußen zu stehen in den politischen Stürmen und es erhält Gesundheit und Frohsinn weit mehr, sein stille das Haus zu hüten, als sich den Verdächtigungen und Beschimpfungen der Gegner auszusetzen, und all die Opfer an persönlichem Glück auf uns zu nehmen, die unsere Sache von uns fordert.

Was uns aber trotz alledem immer wieder in den Kampf treibt, ist nicht nur die weitschauende Mutterliebe, nicht nur der Blick auf unser Kind, der Gedanke an seine Zukunft, der alle Selbstsucht ertödtet und den gebrochenen Muth wieder aufrichtet, es ist auch das Verantwortlichkeitsgefühl. Wir sind die Vorposten im Gefecht; von unserer Ausdauer, von unserer Opfermuth wird es abhängen, ob die Heerschaaren uns folgen werden. Wir sind es, die zu beweisen haben, daß die Kraft des Weibes der des Mannes nicht nachsteht, daß sie vielmehr bestimmt ist, sie zu ergänzen, und nur die gemeinsame Arbeit beider Geschlechter zu dem Ziele führen kann, von dem wir die Neuordnung der Gesellschaft erwarten: der **Ueberwindung des Kapitalismus**.

. . . . Ich sehe eine Schaar von Frauen. Sie schreiten seitwärts, erhobenen Hauptes, waffenlos. Sie tragen ihre Kinder auf ihrem Arme, und fürchten nicht die Steine auf ihrem Weg, die drohenden Lanzen ihrer Feinde neben sich, die dräuenden Gewitterwolken am Himmel. Wie einst ihre Schwestern in Frankreich, so ziehen sie hin, die Zukunft zu erobern für ihr darbenendes Volk. Aber es sind ihrer nicht wenige Tausende: endlos dehnt sich der Zug, — fern, fern am Horizont tauchen immer neue Schaaren auf — Millionen Gestalten, gehüllt in den grauen Mantel der Sorge. Und weit, wo ein lichter Streifen den Himmel säumt, tauchen sie unter . . . Blutroth erhebt sich der Sonnenball über der Erde. Seine ersten Strahlen vergolden die Häupter der Siegerinnen. Sie zogen aus, Brod zu suchen für ihre Kinder, sie kehren heim, die königliche Zukunft in ihrem Gefolge. Viele mähte der Tod dahin, als sie im Dunkel wanderten, ihre lachenden Kinder zeugen für ihr Heldenthum. Sie tragen weiße Gewänder und Palmen in den Händen.

Nun ist der Tag erwacht!



# Inhalt.

	Seite
1. Es war einmal . . . . .	3
2. Die Revolution der Maschine . . . . .	4
3. Von der Arbeiterin zur Staatsbürgerin . . . .	10
4. Fraueninteressen und Politik . . . . .	15
5. Die Parteien und die Frauen . . . . .	30
6. Die Pflichten der Frau im politischen Kampf .	42